

Silvio Borner: Wieso ich heute nicht mehr Professor werden wollte

Nummer 37 – 10. September 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Das Beste, was der Welt passieren kann

Warum man auf Trumps Wiederwahl hoffen sollte.

Von Urs Gehrig

Wolfs Revier

Kein anderes Tier steht dem Menschen so nah. *Von Beat Gygi*

Die Weltwoche liegt falsch

Weshalb die Corona-Strategie des Bundes richtig ist.

Von Marcel Salathé



70 Jahre SEAT!

Wir feiern – Sie profitieren:

- **0.70 %
Leasing**
oder
- **Jubiläums-
prämie**



Im September auf allen
SEAT Neuwagen beim
offiziellen SEAT Partner.

Krieg und Frieden

Die Welt ist ein gefährlicher Ort. Konflikte und Kriege sind eine Konstante der Geschichte. Manchmal wird es vergessen. Dann glauben die Menschen, der ewige Friede breche aus. Es brauche weder Grenzen noch Armeen.

An solche Illusionen klammern sich derzeit wenige. Man kann die Unruhe nicht übersehen. Selbst die ur-harmlose Pazifikinsel Neuseeland hat eben einen aufwühlenden politischen Mordprozess hinter sich, bei dem es um einen terroristischen Serienkiller muslimischer Minderheiten ging.

Das ist nur ein Beispiel. Wir haben brennende Städte in den USA, Tumulte auf dem Balkan, in Osteuropa, in Russland, Hongkong und Thailand. Warum bricht es überall fast gleichzeitig hervor, und was hat es zu bedeuten? Ist die Pandemie Ursache oder Brandbeschleuniger?

Im Mittelmeer spitzen sich die Spannungen zwischen der Türkei und Griechenland zu. Weiter östlich kippt die Balance zuungunsten des Iran, was alle möglichen Szenarien bewirken kann. Die Beziehungen zwischen dem Westen und China kühlen sich laufend ab.

Zivilisierende Kraft der Apokalypse

Die Welt ist nicht aus den Fugen geraten. Es gab schon schlimmere Zeiten. Man könnte argumentieren, dass es an ein Wunder grenzt, wie glimpflich die Menschheit durch den Kalten Krieg der nuklearen Arsenale gekommen ist. Die Aussicht auf die Apokalypse hat auch eine zivilisierende Kraft.

Trotzdem fallen die vielen Brandherde auf. Es sieht so aus, als ob sich aufgestaute Emotionen lösen. An vielen Orten wehren sich die Leute gegen korrupte Regierungen. Sie stehen für die Freiheit auf. Die sozialen Medien sind Ventile und Verstärker des Unmuts.

Optimisten sehen darin den Durchbruch unterdrückter, berechtigter Forderungen. Nehmen wir Europa. Mit dem Brexit bestrafen die Briten die Arroganz der Brüsseler Zentrale. Die Wahl Trumps in den USA war eine Riesenohrfeige gegen die Selbstzufriedenheit der staatlichen Eliten.

So gesehen, haben die Turbulenzen auch ihr Gutes. Sie sind das Resultat einer Überdistanz

zwischen oben und unten, Fieberschübe der Demokratie, die hoffentlich zu Annäherung und gesünderen Verhältnissen führen. Zumindest kurzfristig ist diese Hoffnung aber alles andere als gesichert.

Der Mensch hat eben die Fähigkeit, Gutes durch Übertreibung in Böses zu verwandeln. Deshalb sind Vorsicht und ein gewisser Pessimismus in der Politik vernünftig. Solide Grenzen machen gute Nachbarn. Wer sich selber verteidigen kann, schläft friedlicher.

Je grösser der Lärm, desto wohltuender die Ruhe. Auch in der Schweiz ist die Landesverteidigung zurzeit ein grosses Thema. Bald wird über die Erneuerung der Luftwaffe abgestimmt. Es geht um 38 Jets. Gut möglich, dass

Wenn die Schweiz mit dem Uno-Sicherheitsrat in den Krieg zieht, werden 38 Kampffjets nicht reichen.

die Vorlage, nur von links bestritten, angesichts des brodelnden Planeten diesmal die Gnade einer Mehrheit findet.

Doch die Gewährleistung der äusseren Sicherheit geht über die Beschaffung neuer Flieger hinaus. Die Schweiz hat sich nie mit militärischen Mitteln allein behauptet. Mindestens so wichtig war immer das Festhalten an der strikten, unverhandelbaren, bewaffneten Neutralität.

Hier aber klappert, scherbelt, hapert es gewaltig. Der Bundesrat und eine Mehrheit der Parteien dringen auf einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat. Unter den Supermächten in New York soll künftig auch die Schweiz über Krieg, Frieden und die Hungerwaffe der Sanktionen mitentscheiden.

Es wäre die Beerdigung der Neutralität, der Bruch mit 500 Jahren erfolgreicher Geschichte des Abstandhaltens und eine massive Bedrohung der nationalen Sicherheit. Wer mit anderen den Krieg entfesselt, macht sich zur Partei im Krieg.

Doch der grössenwahnsinnige Ritt auf der Rasierklinge der Geopolitik könnte unser Land auch innenpolitisch zerrütten. Die Eidgenossenschaft ist mittlerweile ein Vielvölkerstaat. Kurden und Tamilen, Türken und Nordafrikaner

bilden einen explosiven Resonanzkörper. Je nachdem, wie unsere Diplomaten in New York entscheiden, ziehen sich die Kriegsfronten mitten durch die Schweiz.

Oase der Verständigung

Politisch ist die Sache gegessen. Nur eine Volksinitiative könnte die Neutralitätsbeseitiger von Bern noch stoppen. Ehrgeiz, Eitelkeit und der kindliche Wunsch, bei den Grossen mitzuspielen, drohen die Neutralität, diese einzigartige Grundlage von Frieden und Weltoffenheit der Schweiz, zu untergraben.

Auch die Wirtschaft würde leiden. Wer sich keine Feinde macht, hat mehr Freunde. Und kommt erfolgreicher durchs Leben. Sicherheit ist ein Wohlfandsfaktor erster Güte. Die Schweiz wird bewundert, gerade weil sie sich seit Jahrhunderten von den internationalen Händeln fernhält, still, diskret, hilfreich mit ihren Guten Diensten.

Niemand braucht eine Schweiz, die im weltweiten Getöse auch noch mitbrüllt. Wenn sich alle mit allen in den Haaren liegen, ist der politische Ruhepol gefragt, die Oase der Verständigung, die Schweiz. Neutralität heisst, dass man sich zurückhält; zuhören und verstehen statt verurteilen und drohen.

Wenn die Schweiz tatsächlich mit dem Uno-Sicherheitsrat in den Krieg zieht, werden 38 Kampffjets nicht reichen. Wer dem Frieden helfen will, sagt ja zur bewaffneten Neutralität und nein zum Schweizer Sitz im New Yorker Kriegsrat der Supermächte. R. K.



„Sag' doch endlich mal deinem Chef meine Meinung...“

Jacques Pitteloud, Rainer Schregel, Silvio Borner, Daniel Kampa, Thomas Haemmerli, Edmund Stoiber über Franz Beckenbauer

In der Schweizer Botschaft in den USA sollen die Gemälde des «General's Room» verschwinden. Das Ausserdepartement sagt dazu: «Es trifft zu, dass die Porträts von General Lee und General Sherman demnächst aus der Residenz des Schweizer Botschafters in Washington entfernt werden. Dieser Entscheid wurde auf Antrag des Botschafters Jacques Pitteloud getroffen und vom Bundesamt für Kultur (BAK) bestätigt.» Das EDA erinnert ans Image der Schweiz als neutrales Land und als Verteidigerin der Menschenrechte. Christoph Mörgeli berichtet über einen Bildersturm, der wenig mit Vorbild, aber viel mit Nachahmung zu tun hat. *Seite 8*

Während sieben Jahren wirkte Rainer Schregel als Haus- und Amtsarzt in der Medbase-Praxis Wattwil SG, seine Referenzen waren tadellos, bis er Mitte August fristlos entlassen wurde. Den Anlass gaben kritische Äusserungen zur Covid-19-Politik und ein paar ungehörige Sätze über eine Journalistin, die ihn als «Corona-Leugner» diffamiert hatte. Redaktor Alex Baur ist der Sache nachgegangen und dabei auf eine mediale Treibjagd auf den Arzt gestossen. Die Kampagne der CH-Media-Blätter gegen Schregel ist ein Beispiel der grassierenden *cancel culture*. *Seite 32*

Walter Adolf Jöhr zählt zu den prägenden Schweizer Nationalökonomien im 20. Jahrhundert. Als er 1969 den jungen Silvio Borner über damals neue Wachstumsmodelle mündlich prüfte, dauerte das Examen mehr als doppelt so lang wie vorgesehen. «Sie sind mir in



«Sei kein Feigling»: Autor und Dok-Filmer Haemmerli.

Seminaren mehrfach aufgefallen; aber ich wollte ganz sicher sein, dass Sie alles so gut verstehen, wie Sie es verkaufen können», sagte Jöhr im Anschluss und bot dem Prüfling eine Assistentenstelle an. Längst schon ist Borner selber ein höchst erfolgreicher Ökonomieprofessor, mit Stationen in Yale, St. Gallen und Basel. Trotzdem sagt er: «Stünde ich nochmals am Anfang meiner Karriere, würde ich mich wohl gegen eine akademische Laufbahn entscheiden, zumindest in der Schweiz.» *Seite 34*

In Zeiten von Streamingdiensten einen Verlag aufzubauen, braucht Mut. Den hatte Daniel Kampa, als er vor gut zwei Jahren in Zürich den

Kampa-Verlag gründete. Mittlerweile verlegt er eine Nobelpreisträgerin und gilt als Trüffelsucher im mit Neuerscheinungen gefluteten Büchermarkt. Der *Weltwoche* verrät er, warum er nicht viel von Trends hält, Meetings am liebsten mit einem Waldspaziergang kombiniert und was Literatur mit Yoga gemeinsam hat. *Seite 44*

Der Zürcher Autor und Dok-Filmer Thomas Haemmerli hat in Georgien seine zweite Heimat gefunden. Mittlerweile besitzt er in Tiflis eine Grossbürgerwohnung, die zunächst kein WC hatte. In seiner Reportage beschreibt er seine erste Reise in das Land zwischen Kaukasus und Schwarzem Meer, wo er mit Bauern zechte und sang und sich dauernd sagen musste: «Sei kein Feigling.» *Seite 64*

Wir freuen uns, Ihnen erneut namhafte Autoren in der *Weltwoche* vorzustellen. Schriftsteller Charles Lewinsky berichtet im «Tagebuch» über seinen Alltag in der französischen Provinz (S. 10). Rocklegende Chris von Rohr beschreibt in seinem Essay, was für ihn das Vatersein ausmacht (S. 18). ETH-Professor Marcel Salathé erklärt, warum die Corona-Strategie der Behörden richtig ist und die *Weltwoche* mit ihrer Kritik falschliegt (S. 20). Last, but not least: Edmund Stoiber, bayerischer Ministerpräsident von 1993 bis 2007, Kanzlerkandidat der Union bei der Bundestagswahl von 2002, gratuliert seinem Freund, der deutschen Fussball-Ikone Franz Beckenbauer, zum 75. Geburtstag (S. 16). *Ihre Weltwoche*

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch. Internet: www.weltwoche.ch Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91. E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch. Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab. **Anzeigen-Innendienst:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. **Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



**BMW
MOTORRAD**

**BMW
Powered by MOTORRAD**

SAISON -FINALE-

**12.9.-18.10.
2020**



TESTE DIE NEUE BMW R18

GEWINNE

deinen Einkauf
zurück

ABVERKAUF

Demobikes

PROFITIERE

von ermässigter
Fahrerausstattung

bmw-motorrad.ch/saisonfinale

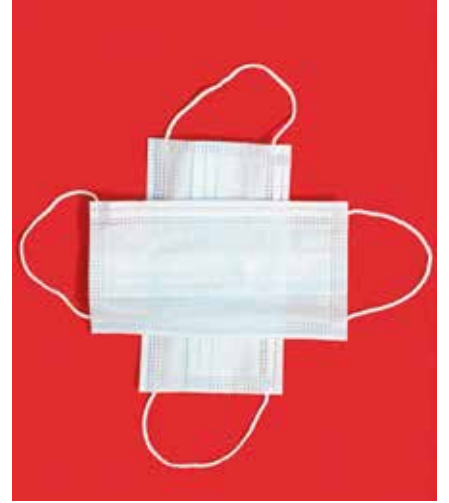
**MEHR INFOS BEI
DEINEM HÄNDLER**



Die bessere Wahl: Donald Trump. Seite 14



Herz für Wölfe: Kurt Kotschal. Seite 26



Was der Bund richtig macht: Seite 20

DIESE WOCHE

- 3 Leitartikel Krieg und Frieden
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Schweizer Bildersturm in Washington
- 9 Im Auge Ivana Primucci, Pöstlerin
- 10 Tagebuch Charles Lewinsky
- 11 Bern Bundeshaus
Ehrlich wäre es, die CVP aufzulösen
- 13 Blick in die Welt
- 14 Trumps Wiederwahl ist das Beste,
was der Welt passieren kann
Der US-Präsident fördert den Frieden
- 16 Personenkontrolle
- 16 Glückwunsch, mein Freund
Edmund Stoiber über Franz Beckenbauer
- 18 Chris von Rohr
Was es heisst, Vater zu sein
- 19 Peter Bodenmann Die neuen Konvertiten
- 20 Corona-Strategie des Bundes
Das sagt Marcel Salathé
- 20 Mörgeli
Lohnschutz und Lohndumping
- 22 Putin, ein forensisches Psychogramm
Gutachten von Hans-Georg Maassen
- 23 Liberale mit Linksdrall Die FDP-Spitze
schwört auf Basisbefragungen
- 24 Inside Washington Anonymus
- 24 Wehrlos im Luftraum Gegenrede von
Markus Gyax und Hans-Peter Hulliger
- 25 Katharina Fontana
Blankoscheck für den Bundesrat
- 26 Wie viel vom Wolf im Menschen
drinsteckt Einsichten des
Verhaltensforschers Kurt Kotschal

- 29 Eine Frage der Moral
- 30 Schweiz à la carte Die unterschätzte
Zuwanderung aus Drittstaaten.
- 30 SVP im Abseits
Posse um die Richterwahl
- 31 Alle wollten an das Märchen glauben
Das Fintech-Unternehmen Wirecard
- 32 In die Falle getappt
Ein Arzt im Corona-Shitstorm
- 33 Kurt W. Zimmermann
Scherzartikel aus dem Gericht in Zug
- 34 Silvio Borner Warum ich heute auf eine
akademische Laufbahn verzichten würde
- 35 Körzis Hollywood
- 36 Lord Byrons vergiftetes Erbe
Streit zwischen Griechen und Türken
- 38 Wie der Lindt zum Sprüngli kam
Lindt & Sprüngli 175-Jahr-Jubiläum
- 39 Henryk M. Broder
Oben mit oder oben ohne
- 40 Leserbriefe
- 41 Nachrufe
Jiri Menzel, Georg Stucky
- 42 Beat Gygi
Shutdown nach Salomitaktik

LITERATUR UND KUNST

- 43 Ikone der Woche Piet Mondrian
- 46 Bücher der Woche
Daniel Kampa, Elena Ferrante,
Joann Sfar, Monika Maron, Donna Leon
- 49 Bibel Lob der Torheit
- 50 Grösser als Trump
Youtube-Superstar PewDiePie

- 52 Nische für Unbekanntes
Ausstellung von Valeska Stach
- 53 Serien «Devs» (USA, 2020)
- 55 Klassik-Sommerfestivals
Ravenna, Salzburg, Engadin
- 55 Jazz Kenny Barron/Dave Holland Trio,
featuring Johnathan Blake

LEBEN HEUTE

- 56 Wunderbare Welt
Der kochende MvH
- 56 Unten durch Wildkamera
- 57 Fast verliebt Sex first
- 58 Sehnsuchtsorte
Am heiligen Meer Sibiriens
- 59 Miteinander alt werden Laura Röllli
traut pro Tag bis zu fünf Paare
- 59 Thiel Spass beiseite
- 60 Essen
Im Sand der Mittelmeerküste
- 60 Wein Der Riese tanzt
- 61 Auto Ferrari Roma
- 61 Objekt der Woche Nokia 3310
- 62 Zeitzeichen
Hightech-Biedermeier
- 62 Fragen Sie Dr. M
- 63 Mittagessen mit...
Barbara Kux, Managerin
- 64 Mein schönes, wildes Georgien
Thomas Haemmerli über seine Liebe
- 66 Tamara Wernli
Der Corona-Polizist



be inspired

Davidoff
CIGARETTES



COLLECT&GET
EXCLUSIVE REWARDS
ON ONE UP CLUB

DAVIDOFF-CIGARETTES.CH



ONE UP Club free participation, terms & conditions on davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Schweizer Bildersturm in Washington

Botschafter Jacques Pitteloud beugt sich dem Druck der politischen Korrektheit. Er lässt die Porträts amerikanischer Bürgerkriegsgeneräle abhängen.

Christoph Mörgeli

Die gegenwärtig übliche Säuberung der Vergangenheit hat auch das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) erreicht. Was seinen Vorgängern nie in den Sinn gekommen wäre, vollstreckt jetzt Jacques Pitteloud: Der Schweizer Botschafter in Washington entfernt die prominent platzierten Gemälde zweier Bürgerkriegsgeneräle aus den Räumlichkeiten der Gesandtschaft. Das EDA hat seinen entsprechenden Antrag angenommen und will die Bilder in die Kunstsammlung der Eidgenossenschaft zurückführen.

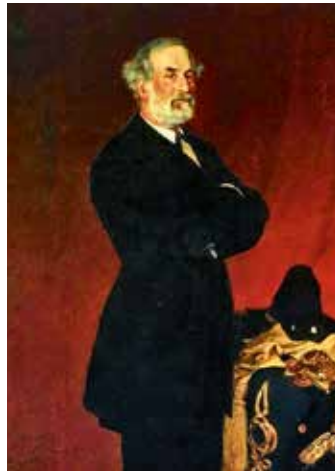
Die Begründung lautet so: «Als Vertreterin der Schweiz in den Vereinigten Staaten hat die Botschaft die Pflicht, unser Image als neutrales Land und als Verteidigerin der Menschenrechte zu wahren und gleichzeitig die Empfindlichkeiten des Gastlandes zu respektieren. Gegenwärtig werden Darstellungen von General Lee in vielen Teilen des Landes, einschliesslich der Südstaaten, aus dem öffentlichen Bereich entfernt.»

Der geschmeidige Pitteloud gibt also dem öffentlichen Druck von Geschichtspuristen der politischen Linken nach; seit einigen Jahren finden in den USA gewalttätige Bilderstürme gegen Persönlichkeiten der amerikanischen Sezessionsbewegung statt. Die Auseinandersetzungen entzündeten sich 2017 in Charlottesville am Standbild von Robert E. Lee, Kommandant der konföderierten Südstaaten. Während damals Botschafter Martin Dahinden keine Anstalten machte, deswegen Lees Porträt in Washington abzuhängen, tut es nun sein Nachfolger Pitteloud. Und er will gleich auch noch das Bildnis des legendären Unionisten-Heerführers William T. Sherman wegschaffen.

Geschmeidiger Grenadier

Jacques Pittelouds Akt des vorausseilenden Gehorsams und des Tributs an den Zeitgeist geschah offenbar ohne Anweisung aus der Berner

Zentrale. Der 57-jährige Unterwalliser bestätigt damit seine Neigung zu selbstbewussten Alleingängen, wobei er sich doch immer wieder elastisch in die administrativen Mechanismen einzufügen wusste. So erreichte der Ex-Geheimdienstmann im Herbst seiner Karriere 2019 den prestigeträchtigen Botschafterposten



Abgehängt: amerikanische Bürgerkriegslegenden Robert E. Lee (l.) und William T. Sherman.



in der amerikanischen Hauptstadt. Auf eine so stolze Krönung der Laufbahn hätte im EDA niemand gewettet. Denn Pitteloud agierte als Koordinator der Nachrichtendienste eher glücklos und plante 2008 die gewaltsame Befreiung der Schweizer Geiseln in Libyen. Auch ermittelte die Bundesanwaltschaft zeitweise zu seinen Aktivitäten als Botschafter in Kenia.

Es erstaunt, dass gerade dieser Haudegen und Grenadieroffizier zwei ruhmreiche US-Generäle zum Verschwinden bringen will, zumal der «General's Room» als eine Hauptattraktion der Schweizer Botschaft in Washington gilt. Besucher zeigen sich regelmässig begeistert darüber, dass sich auf neutralem Boden die militärisch wohl bedeutendsten Persönlichkeiten des Bürgerkriegs friedlich begegnen. Auf den lebensgrossen Porträts erkennen viele sofort den West-Point-Kommandanten und Süd-

staaten-Oberkommandierenden Robert E. Lee sowie William T. Sherman, Eroberer von Atlanta, später Chef der wiedervereinigten US-Army.

Bruderkrieg und Schwesterrepublik

Der «General's Room» war denn auch der Stolz zahlreicher Schweizer Botschafter in Washington, auch des Sozialdemokraten Urs Ziswiler. Sein Nachfolger Martin Dahinden verfasste sogar eine Broschüre über die Bedeutung des «General's Room» mit seinen «zwei wichtigen Gemälden». Es handelt sich tatsächlich um eigentliche Kulturdenkmäler der amerikanisch-schweizerischen Geschichte. Denn die Bilder stammen vom brillanten Solothurner Kunstmaler Frank Buchser, dem Lee wie Sherman 1869 geduldig Modell standen.

Buchser bereiste die Vereinigten Staaten von 1865 bis 1871 gewissermassen in offizieller Mission. Ein bundesrätliches Empfehlungsschreiben sollte ihn bei den bedeutenden Exponenten der amerikanischen Politik einführen.

Denn in Bundesbern projizierte man einen «Nationalpalast», der in einer fast grenzenlosen Begeisterung zur «Schwesterrepublik» mit Bildwerken aus den USA ausgeschmückt werden sollte. Das Interesse an der Wiedervereinigung Nordamerikas war hierzulande umso grösser, als ja auch der Schweizer Bundesstaat aus einem Bruderkrieg hervorgegangen ist.

Erfolgt jetzt die Beseitigung der beiden Generäle zu Recht? Zweifel sind erlaubt. Robert E. Lee erbt vom Schwiegervater zwar Sklaven, entliess sie aber in die Freiheit und bezeichnete die Sklaverei als «moralisches und politisches Übel». Der Yankee-General William T. Sherman warnte seine Zeitgenossen vor kriegerischer Gewalt. Als Bilanz seines erfolgreichen Feldherrenlebens hinterliess er den Satz: «Der Krieg ist die Hölle.»

Sterne mit dem Finger berühren

Sie stellt ihr Elektroauto auf der Piazza ab, und ihr Blick schweift ins Unendliche. Ivana Primucci sagt, dieses Panorama sei ein Teil ihres Lohnes. Die Zeit ist stehengeblieben in Elcito, dem kleinsten Dorf Italiens.

Elcito klingt spanisch, bedeutet jedoch «Steineiche» und wird auch «il Tibet delle Marche» genannt. Heute leben hier fix noch sieben Einwohner (zwei Rentner, eine alte Dame, drei Pendler und die *barista* in der Osteria, die auf Touristen wartet). Das mittelalterliche Kastell ist auf einen Felsporn auf 820 Meter über Meer gemauert, wie von Umberto Eco erfunden, und in der Stille der Nacht, heisst es, kann man hier die Sterne mit dem Finger berühren.

Das andere Wunder: Elcito hat die Postleitzahl 62027. Und das bedeutet, dass zweimal in der Woche die Postbotin aus dem Hauptort San Severino Marche im Hinter-



Ivana Primucci, Pöstlerin im kleinsten Dorf Italiens.

land von Ancona herauffährt über das Kurvengeschlängel, falls nicht der Schnee alles Leben unterbricht.

Während der Sommerzeit warten auch einige Feriengäste in ihren verschachtelten Wohnungen auf Ivana Primucci, 46, die auf ihrem Service-Parcours noch andere, etwas grössere Orte mit 15 oder 28 Briefkästen mitnimmt, auch Poggio San Vicino, wo sie selber lebt. Ihr

Mann Simone arbeitet bei der Feuerwehr, die zwei Kinder sind zwölf und siebzehn, und ihr Job im Kapillarversorgungssystem der Poste Italiane mit ihren 143 577 Angestellten und 30 000 Fahrzeugen ist sicher.

Ivana kennt alle ihre Kunden, und halb Italien kennt Ivana, seit ihr sommerliches Realmärchen durch die Medien ging als Gegengift zur Corona-Verseuchung, die selbst Berlusconi nicht verschont. Die Heldin aus der Normalwelt erträgt den frischen Ruhm etwas

verwundert, denn sie hat nie etwas anderes getan als die Post gebracht.

Das Lied der braven *postina* Ivana, die bis ins hinterste Nest unterwegs ist und dabei mehr Kilometer zurücklegt, als sie Abnehmer hat, ist eine kleine Ehrenrettung des chronisch untätigen Staatsapparates. Zum Lächeln für die Fotografen nimmt Ivana sogar die Maske der Vorsicht ab.

BARTAK



TAGEBUCH

Charles Lewinsky



Immmer wieder wird mir die Frage gestellt, Lob es denn nicht furchtbar langweilig sei, monatelang allein in einem winzigen französischen Ort zu hocken, in dem doch nichts, aber wirklich nichts passiere. Nein, es ist überhaupt nicht langweilig. Erstens arbeite ich an einem neuen Buch, und die Figuren, die darin vorkommen, sind eine äusserst anregende Gesellschaft. Und wenn sie einmal nicht mehr anregend sind, brauche ich nur die Delete-Taste zu betätigen, und schon sind sie im Schriftsteller-Orkus verschwunden. So allmächtig ist man in keinem anderen Beruf.

Ausserdem: Hier passiert jeden Tag etwas Spannendes. Gestern zum Beispiel war auf der Kuhweide, auf die ich von meinem Arbeitsplatz aus blicke, der Bauer mit einem fremden Herrn unterwegs. Der Bauer – der in meinem Dorf auch Bürgermeister und genereller Drahtzieher ist – zeigte auf einzelne Kühe, der fremde Herr antwortete, und der Bauer machte sich Notizen auf einem Klemmbrett. Mehr Unterhaltung kann man wirklich nicht verlangen! Noch den ganzen Tag konnte ich darüber nachdenken, um was es bei der Verhandlung der beiden Männer wohl gegangen war.

War der Fremde ein Metzger, der Kandidaten für den Bolzenschuss aussuchte? Nein, dafür war er viel zu städtisch elegant angezogen. Ausserdem war er sehr schlank, und Metzger auf dem Land haben dick zu sein. War er vielleicht ein Vertreter der Behörde, von der der Bauer seinen Lebensunterhalt in Form von Subventionen bezieht? Wollte er überprüfen, ob auch tatsächlich jede Kuh ihr Kalb dabei hatte und damit berechtigt war, eine Prämie aus den

Töpfen der EU zu beziehen? (Bauer, habe ich in meinem Dorf gelernt, heisst auf Französisch «chasseur des primes».) Oder wurde hier etwas ganz anderes verhandelt? Eine der Kühe schien das auch zu interessieren. Sie lief die ganze Zeit hinter den beiden her; es sah aus, als ob sie versuche, einen Blick auf die Notizen des Bauern zu erhaschen. Eine verständliche Neugier, wenn es sich bei dem fremden Mann tatsächlich um einen Metzger handelte. Und da soll man sich langweilen?

Es passiert immer wieder, dass sich nach dem Erscheinen eines neuen Buches Menschen bei mir melden, von denen ich lang nichts gehört habe. Diesmal war es ein Mitschüler aus der Primarschule, und wir tauschten Erinnerungen an den ersten Schultag aus. Bald siebzig Jahre ist das nun her. Das Interessante daran war: Wir sprachen vom selben Ereignis, vom selben Schulzimmer und von derselben Lehrerin, aber die Aspekte, die uns dabei in den Sinn kamen, hatten nichts miteinander zu tun.

Es ist wohl so, dass Ereignisse erst dann zu gemeinsamen Erinnerungen werden, wenn jemand ein Buch darüber geschrieben, ein Gedicht daraus gemacht oder ein Bild davon gemalt hat. Auch wenn man sich ehrlicherweise eingestehen muss: So wie in diesen Werken war es ganz bestimmt nicht. Erinnerungen, das wird mir mit jedem Lebensjahr klarer, sind Fake News.

Apropos Fake News: Der hinterhältige Begriff der «alternative facts» stammt von Kellyanne Conway, die als wichtige Beraterin von Donald Trump alles wunderbar findet, was ihr Boss so anstellt. Ihr Mann George dagegen ist Mitbegründer des Lincoln Project, einer

Gruppe von Republikanern, die Trump unbedingt loswerden wollen. Man möchte bei den beiden gern einmal als Mäuschen unter dem Tisch sitzen. Ihre Gespräche beim Abendessen müssen klingen, als ob sie von Ionesco verfasst wären. Oder doch eher von Strindberg?

Jetzt sind beide von ihren Funktionen zurückgetreten. Kellyanne steigt aus dem Weissen Haus aus und George aus dem Lincoln Project. Und warum? Weil ihre Teenagertochter wegen der ständigen Auseinandersetzungen ihrer Eltern solchen Rabatz macht, dass sie nur mit vereinten Kräften eine Chance zu haben glauben, sie vor dem totalen Ausflippen zu bewahren. Womit wieder einmal bewiesen wäre, dass die grosse Politik bedeutend einfacher ist als die Erziehung von Kindern.

Noch einmal zurück zum Blick von meinem Arbeitsplatz. Seit bald dreissig Jahren schaue ich über meinen Bildschirm hinweg auf eine Silberweide am Flussufer. In der Zeit sind die meisten ihrer Stämme morsch geworden und sterben immer mehr ab; nur noch auf einer Seite treibt sie tapfer weiter Blätter. Mir fallen – insbesondere im Hinblick auf einen drohenden runden Geburtstag – jede Menge Lebensweisheiten ein, die sich aus diesem langsamen Dahinserbeln ableiten liessen. Aber ich ziehe es vor, solche Gedanken nicht zu Ende zu denken. Für das Memento mori sorgt mein alternder Körper schon ganz von allein.

Charles Lewinsky ist Schriftsteller. Er lebt zeitweise in Frankreich. Eben ist sein neuer Roman erschienen: Der Halbhart. Diogenes. 688 S., Fr. 35.90

Ehrlich wäre es, die Partei aufzulösen

Die CVP will künftig mit dem gerupften Grüppchen der BDP als «Die Mitte» auftreten. Der Aufbruch zum Nicht-Ort markiert den endgültigen Abschied von der gestaltenden Politik.

Aus Verzweiflung hat die sieche CVP sich getötet. Unter dem Namen «Die Mitte», kopiert vom Logo der deutschen CDU, will sie wieder auferstehen. Wovon aber ist «Die Mitte» die Mitte?

Wo etwa liegt die Mitte zwischen einem Ja zu 30 bis 40 neuen Kampfjets und einem Nein zu deren Kauf? Bei 15 bis 20? Falsch: «Die Mitte», die eine neuartige Kraft sein will, sagt: 30 bis 40!

Wo liegt die Mitte zwischen der Erhöhung der Steuerabzüge für die Kinderfremdbetreuung von 10 100 auf 25 000 Franken und jener für die Kinderselbstbetreuung von 6500 auf 10 000 Franken? Bei 17 550 respektive 8250 Franken? Falsch: «Die Mitte» rechnet den Bürgern vor, die Mitte liege genau bei 25 000 und 10 000 Franken!

Was zum Beispiel ist die Mitte zwischen der Definition der Ehe als alleinige «Verbindung von Mann und Frau» (CVP-Initiative) und der Vorlage «Ehe für alle»? «Die Mitte» sagt: Ehe für alle! Und wo genau liegt die Mitte zwischen einem Ja zur sogenannten Konzernverantwortungsinitiative und einem Nein zu diesem linken Volksbegehren? Beim Weder-noch respektive beim Sowohl-als-auch? Richtig! Die grössere Hälfte des neuen Parteienkonglomerats der «Mitte» sagt offiziell nein. Die Partner hingegen geben die Ja-Parole aus. Es gibt also eine rechte Mitte und eine linke Mitte, aber keine eigenständige.

Innerlich meist gespalten

Eine Mitte kann arithmetisch bestimmt oder geometrisch vermessen werden. Sie findet sich auf einer abgemessenen Strecke oder in einem Raum, nicht aber soziologisch und vor allem nicht politisch. Politik ist dem Wesen nach antagonistisch, ein Wettstreit, ein permanenter Konflikt rivalisierender Gruppen mit fundamentalen ideologischen und Interessensgegensätzen. Parteien haben diese Positionen zu markieren und im demokratischen Kampf durchzusetzen. Parteien stiften Identität und Verlass.

Wenn «Die Mitte» aber alles ist – mal rechts, dann links, hie und da relativ föderalistisch, dort relativ zentralistisch, hier ziemlich rechts, dort ziemlich links, oft betont konservativ, oft betont



Weder-noch, Sowohl-als-auch:
CVP-Präsident Gerhard Pfister.

progressiv, ab und zu recht rechts, hin und wieder recht links und innerlich meist gespalten –, dann heisst dies: Sie ist unpolitisch, opportunistisch, schwach, ideenlos, charakterlos, bedeutungslos. Sie hat sich von der realen Politwelt verabschiedet, vertritt niemanden und nichts mehr und löst sich in einer imaginären Zone allmählich auf.

Wenn das neue Gemenge, wie die Namensgebung insinuiert, verspricht, sich widersprechende Forderungen von links und rechts in der Mitte zu vereinen, dann neutralisieren sich alle Positionen: Effekt null.

Der Rutsch Richtung Irrelevanz ergibt sich zwangsläufig aus den Leistungsbilanzen der lahmen Organisationen, die glauben, gemeinsam wieder gehen zu können, wenn sie zusammen feierlich ihre Patientendossiers verbrennen und «Aufbruch» skandieren.

Allerweltsfiguren und Karrieristen

Dass der BDP kein erfülltes, selbstbestimmtes Leben beschieden sein wird, war bereits am Tag ihrer Gründung klar. Eine nähere Betrachtung verdient das gerupfte Grüppchen nicht, das nie

ein solides Programm und nationale Geltung entwickeln konnte.

Etwas mehr berührt der Krankheitsverlauf der einst stolzen CVP. Bedeutend geworden ist die Partei im 19. Jahrhundert als föderaler Gegenpol zu den zentralistischen liberalen Kräften. 1912 wurde in Luzern als Zusammenschluss der Bernskeptischen Kräfte die Schweizerische Konservative Volkspartei (KVP) gegründet. Die in den katholischen Gebieten verankerte Partei gewann ihre wachsende Stärke wohl weniger als Sprachrohr der katholischen Kirche denn als Opposition zur bald hochtourig anlaufenden linken und linksfreisinnigen Gesetzesproduktion und zum Drang der Funktionäre in internationale Gebilde. Die knorrige KVP hielt die Autonomie der Kantone hoch, hielt Ferne zu Bern und profilierte sich in einem jahrzehntelangen Machtkampf als retardierendes Moment. Dieses Spiel starker Kräfte formte die Schweiz zum Sonderfall.

Bereits die Umbenennung der KVP in Christlichdemokratische Volkspartei (CVP) von 1970 schlifft das scharfkantige Profil bis zur Unkenntlichkeit ab. Ehrgeizige Internationalisten und Staatsgläubige wie Kurt Furgler, Flavio Cotti, Anton Cottier oder Joseph Deiss und Christophe Darbellay vertraten die Partei als Präsidenten und Bundesräte, flankiert von auswechselbaren Allerweltsfiguren und den üblichen Karrieristen. Vertreter der tradierten Werte wie Carlo Schmid wurden zu unverstandenen Zeugen versunkener Zeiten.

Mit der Negation ihrer historischen Aufgabe schrumpfte die Wählerschaft. In einer kontinuierlichen Serie von Niederlagen halbierte die Partei sich (1967: 22,05 Prozent Wähleranteil, 2019: 11,1 Prozent). Die SVP wurde für viele verunsicherte und verlorene Schäfchen zur neuen Heimat.

«Die Mitte» als Leerformel, als Nicht-Ort bedeutet nun den endgültigen Abschied von der gestaltenden Politik. Die ehrliche Lösung des Parteienproblems, die Auflösung, wollen die Posthalter und -anwärter nicht. So ist das Mass der neuen Mitte undefinierbares Mittelmass.



«Smile»: Chris & Mike im «Riverside» Piano-Spektakel mit 3-Gang-Dinner

Wenn Chris & Mike in die Tasten hauen, hält es niemanden mehr auf den Sitzen. Erleben Sie die mitreissende Boogie-Woogie-Musikshow im «Riverside», begleitet von einem exklusiven 3-Gang-Dinner, auf dem Areal der ehemaligen Spinnerei in Glattfelden.

Im «Riverside» spielt die Musik! Die Pianisten Chris & Mike geben am 7. November den Takt an – dieses Jahr sogar mit Live-Band mit Gitarre, Bass und Schlagzeug. Die Show der beiden begnadeten Entertainer gilt als spektakulär und authentisch. Mit ihrem aktuellen Programm «Smile» sorgen sie für gute Laune – auch in schwierigen Zeiten.

Für das kulinarische Highlight sorgen die hervorragenden «Riverside»-Köche. Ihr feines 3-Gang-Dinner macht den Abend unvergesslich. Weiterer Höhepunkt des Arrangements für *Weltwoche*-Abonnenten ist die Übernachtung in einem Lodge-Zimmer des Hotels «Riverside» im Alpenchic-Ambiente. Nach einer erholsamen Nacht starten Sie mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Angebot für *Weltwoche*-Abonnenten: Chris & Mike: «Smile». Live-Spektakel im Hotel «Riverside», Glattfelden

Datum:
7. November 2020, 18.30 Uhr

Leistungen:

- Musikshow Chris & Mike
- 3-Gang-Dinner inkl. Wein, Bier, Mineralwasser, Kaffee
- Übernachtung im Lodge-Zimmer mit Frühstück

Preis:
Fr. 249.– pro Person (statt Fr. 299.–)

Buchung:
Reservieren Sie Ihren Platz unter Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:
«Riverside» Seminar- und Eventhotel
Spinnerei-Lettenstrasse
8192 Glattfelden
www.riverside.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT



Der eben vollendete Ceneri-Tunnel komplettiert die schweizerische Alpen-transversale (Neat). Der Jahrhundertbau wird zu Recht bejubelt. Das Tessin rückt an die Zürcher Agglomeration heran. In der EU sollte man den genialen Schweizer Tunnelbauern danken. Doch die Sache hat eine Schattenseite. Das Grossprojekt läuft seit Jahren ins finanzielle Debakel. Als das Neat-Programm dem Volk zur Abstimmung vorgelegt wurde, versprach der damalige Bundesrat Adolf Ogi Maximalkosten von 14 Milliarden Franken, angeblich selbsttragend dank Mehrverkehr.

Schon 1995 allerdings kamen Finanzspezialisten der Beratungsfirma Coopers & Lybrand zu ganz anderen Befunden. Sie rechneten vor, dass die staatlichen Bahnbauten gegen 30 Milliarden Franken und in den ersten Jahrzehnten des Betriebs samt Verzinsung der Darlehen astronomische 300 Milliarden Franken kosten würden. Ogis Verkehrsdepartement hatte im Vorfeld der Volksabstimmung systematisch die Zahlen geschönt. Dem Neat-Visionär der SVP blieb nur der Wechsel des Departements.

Die Folge der Fehlkalkulationen war eine abgespeckte Alpen-transversale mit nur einer Lötschberg-Röhre, keinem Anschluss an die Ostschweiz und anderen Streichungen. So konnten die Kosten auf 24 Milliarden gesenkt werden. Auch die Prognose, die Tunnels würden für den Bund zu einer sich selbsttragenden, attraktiven Geldanlage, erwies sich als Schall und Rauch. Der Schwerverkehr muss über 50 Prozent der laufenden Lasten tragen. Es brauchte eine Erhöhung der Mehrwertsteuer plus das Geld der Autofahrer aus der Benzinzollkasse. Weitere

Milliarden steuert der per Volksabstimmung installierte Infrastrukturfonds Fabi bei.

International bewundert, meistens pünktlich, eingebettet in eine einzigartige Alpen-traumlandschaft, gehört das schweizerische Eisenbahnwesen fraglos zu den modernen Weltwundern. Fast noch wundersamer aber sind die monumentalen Summen, die sich die als sparsam geltenden Schweizer den ganzen Zauber kosten lassen.

Am 1. Oktober gibt es einen Wechsel an der Spitze von Economiesuisse. Heinz Karrer gibt das Präsidium nach sieben Jahren an Christoph Mäder ab. Karrer war ein guter Mann, verbindlich, freundlich, einnehmend, manchmal

Hätte man Roger Federer beim gleichen Vergehen auch aus dem Turnier geworfen?

pointiert, aber so, dass die Milch nicht sauer wurde. Sein Ziel war die Überbrückung der Gräben zwischen dem Volk und den Konzernen nach der Abzockerinitiative.

Die Entfremdung, die auch Karrer nicht kurieren konnte, geht weit zurück. Ihr Grund ist die EU. Viele Wirtschaftsführer sehen den EU-Binnenmarkt mit seinen 500 Millionen Kunden. Dass sie sich von der potenziellen Goldgrube bezaubern lassen, ist nachvollziehbar. Aber das Eldorado macht sie blind für die wirtschaftspolitischen Schweizer Erfolgsfaktoren Unabhängigkeit und Selbstbestimmung.

Das war früher anders. Der Vorort, Vorläufer von Economiesuisse, stand noch mutig für eidgenössische Interessen ein. Seine freisinnigen Lenker jubelten über «wachen Bürgersinn,

Leidenschaft für den Staat, direkte Demokratie und Bekenntnis zur kleinstaatlichen Freiheit». Vorort-Direktor Gerhard Winterberger (FDP) pries an der Schweiz deren «harte Rücksichtslosigkeit allen fremden, die Souveränität und Integrität der Eidgenossenschaft tangierenden Ansprüchen gegenüber». Nach den Migrationswellen der sechziger Jahre mahnte Winterberger visionär: «Das Problem der Überfremdung wird sich im Zusammenhang mit der europäischen Integration verschärfen.»

Die unvergleichliche Erfolgsgeschichte der Schweizer Wirtschaft ist undenkbar ohne die Eigenheiten des schweizerischen Staatsaufbaus. Das müssen Winterbergers Nachfolger erst wieder lernen. Vor lauter EU sehen sie die Schweiz nicht mehr. Auch dies erkannte Winterberger früh: «In politisch überaus naiver Weise wird erwartet, dass die hohen Ziele Europas die Aufgabe unserer Eigenstaatlichkeit wert seien.»

Eklat am US Open: Der Weltranglisten-erste Novak Djokovic fliegt aus dem Turnier, weil er eine Linienrichterin «abschoss». Das allzu harte, angeblich zwingend regelkonforme Verdikt trifft einen Unbequemen, vielfach Unbeliebten, der wohl auch für frühere Taten büssen muss, unter anderem sein Adria-Turnier in Zeiten von Corona. Der von ihm achtlos, aus Frust weggeköpfelte Ball war weder publikums- noch linienrichtergefährdend, eine Dummheit, vor allem aber ein sehr, sehr unglücklicher Zufall, völlig unbeabsichtigt. Sofort kümmerte sich Djokovic um die Frau, die am Hals getroffen worden war. Hätte man Roger Federer beim gleichen Vergehen auch aus dem Turnier geworfen?

Trumps Wiederwahl ist das Beste, was der Welt passieren kann

Vergesst das Getöse der Medien. US-Präsident Donald Trump trotz den Chinesen, weist den Iran in die Schranken und fördert den Weltfrieden.

Urs Gehriger

Katastrophe», «Feuersturm», «dritter Weltkrieg». Was immer Trump aussenpolitisch unternimmt, die halbe Welt reagiert wie ein pawlowscher Hund. Man schreit Zeter und Mordio und warnt händeringend, der US-Präsident provoziere die Apokalypse. Doch nach fast vier Jahren dämmert es der einen oder dem andern, dass sie mit solchen «Prognosen» gründlich danebenliegen. Wer Trump an seinen aussenpolitischen Taten misst, stellt fest: Die Welt ist ein besserer Ort, seit er im Weissen Haus regiert.

Historischer *handshake*

Das Wichtigste vorweg: Donald Trump hat bis dato weder einen Krieg vom Zaun gebrochen, noch hat er die Streitkräfte in einen blutigen Konflikt befohlen. Damit hebt er sich markant von seinen Vorgängern ab. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben alle US-Präsidenten (mit Ausnahme von Jimmy Carter) Truppen in kriegerische Konflikte geschickt. Auch Barack Obama, Träger des Friedensnobelpreises, liess kräftig die Waffen klirren. Unvergesslich, wie er Gaddafi töten liess, Libyen in einen Bürgerkrieg stürzte und Europa eine massive Migrationswelle aus Afrika bescherte.

Wenn der Friedensnobelpreis tatsächlich jemanden ehren würde, der den Weltfrieden fördert, müsste Trump ihn gewinnen. Vor Monatsfrist vermittelte er eine Versöhnung zwischen Israel und den Arabischen Emiraten. Das «Abraham-Abkommen» ist der erste Friedensschluss in der Region seit 25 Jahren. Es hat das Potenzial, über den Nahen Osten hinaus einer friedlicheren Zukunft Tür und Tor zu öffnen.

Letzten Freitag bereits war es so weit: Das muslimische Kosovo anerkennt den jüdischen Staat. Der Akt war Teil von Trumps jüngstem Streich: Der US-Präsident erzielte eine Annäherung zwischen Serbien und dem Kosovo, zwei Erzrivalen auf jener Flanke Europas,



Der Friedenspräsident:
Donald J. Trump.

wo noch in den neunziger Jahren ein grauenvoller Krieg tobte.

Auch in Afghanistan keimt Hoffnung. Mit einem historischen *handshake* vereinbarten die USA und die Taliban einen Friedensprozess. Ein delikates Unterfangen mit offenem Ausgang. Aber die Tatsache, dass Trump mit Nachdruck versucht, den längsten Krieg in der US-Geschichte zu beenden, zeigt, dass er selbst in den komplexesten Krisenregionen nicht davor zurückschreckt, neue Wege zu wagen.

Friedensschlüsse sind die Krönung der Diplomatie. Eine erfolgreiche Aussenpolitik der Grossmacht zeichnet sich indessen dadurch aus, schwelende Konflikte zu entschärfen, Perspektiven der Prosperität zu eröffnen und Akteure zurückzubinden, die den Weltfrieden gefährden. Trump hat dies mehrfach mit Erfolg bewerkstelligt: im Atomkonflikt mit Nordkorea, im Irak und in Syrien, wo er den «Kalifen» des Islamischen Staates,

Abu Bakr al-Baghdadi, töten liess und damit das Morden der islamistischen Fanatiker stoppte.

Trumps Gegner mögen behaupten, der Präsident habe den Ruf Amerikas ruiniert. Sie liegen falsch. Der Respekt vor den Vereinigten Staaten ist so hoch wie schon lange nicht mehr. Respekt erfordert mehr als Schulterklopfen und wohlfeile Reden. Respekt verdient sich, wer seine Kräfte massvoll einsetzt und seinen Worten Taten folgen lässt.

Obama hatte den Einsatz von Giftgas durch Syriens Diktator als «rote Linie» definiert. Als Assad die international geächtete Giftwaffe gegen sein eigenes Volk einsetzte, unternahm Nobelpreisträger Obama – nichts. Anders Trump. Am 4. April 2017 setzte das syrische Regime abermals Giftgas ein und tötete über achtzig Menschen. Drei Tage später liess Trump 59 Marschflugkörper auf einen syrischen Militärflugplatz abfeuern. Seither hat der Diktator von Damaskus keine Chemiewaffen mehr eingesetzt. Trumps begrenzte Aktion erzielte maximale Wirkung.

Starke Armee als Drohkulisse

Ähnlich verhält es sich mit dem Iran. Mit der gezielten Tötung des iranischen Generals Soleimani, Mastermind des weitverzweigten iranischen Terrornetzwerks, drängte Trump das iranische Regime in die Defensive. Er kündigte Obamas Atom-Deal auf, der die Staatsspitze mit Milliarden Dollar vergoldete. Er hat eine breite Koalition gegen die Mullahkratie geschmiedet. Und er hat den Staat in ein rigoroses Sanktionskorsett gezwängt. Heute steht das iranische Regime vor dem Bankrott, sein Bewegungsspielraum ist eingeschränkt.

Trump ist kein Pazifist. Er hat die amerikanische Armee massiv aufgerüstet, aber er hält sie als Drohkulisse in der Hinterhand. Er hält nichts von humanitären Interventionen, von Diktatorensturz und Demokratieexport wie die *neoccons*, die neokonservativen Kriegstreiber,

die George W. Bushs Aussenpolitik dominierten und Amerika im Irak und in Afghanistan in verlustreiche Abenteuer stürzten.

Im Grunde hat sich an Trumps Antrieb nichts geändert, seit er in New York zum Milliardär aufgestiegen ist. Der Businessman im Weissen Haus ist stets auf der Jagd nach einem lukrativen Deal. Früher hat er es für sein Familienunternehmen getan, heute tut er es für sein Land und die freie Welt. Dabei vertraut er auf seinen Instinkt, den er in rauen Strassen von Queens geschärft hat. Er weiss: Wer sich

Trump bedeutet Marktwirtschaft und Freiheit, Treue zu Israel, weniger Wahnsinn im Nahen Osten.

in die Karten blicken lässt, hat verloren. Konventionell zu sein, ist gefährlich. Unberechenbarkeit verschafft Vorteil und Sicherheit.

Hauptziel von Trumps Politik ist eine boomende Wirtschaft. Anhänger der freien Marktwirtschaft können sich damit leicht anfreunden. Geht es Amerika gut, profitiert die Welt mit. Trumps Team hat in den ersten drei Jahren brillante Wirtschaftszahlen vorgelegt. Die Arbeitslosigkeit – besonders unter Afroamerikanern und Latinos – sank so stark wie seit vierzig Jahren nie. Damit hat Trump für die Wohlfahrt der Minderheiten mehr getan als Obama und Biden in acht Jahren.

Überrumpelt von der Corona-Pandemie, unterliefen Trump Fehler. Aber damit steht er nicht allein. Die Welt wurde vom «Chinesische virus» kalt erwischt. Die Bemühungen Pekings, Ausbruch und Gefährlichkeit zu vertuschen, bestätigen, wie wichtig es ist, dem kommunistischen Regime die Stirn zu bieten. Sehr früh

hat Trump China als die grösste Bedrohung nicht nur für Amerika, sondern für den freien demokratischen Westen identifiziert.

Als er sich im Wahlkampf 2016 dafür einsetzte, China für dessen Handelspiraterie zur Rechenschaft zu ziehen, hielten ihn Politiker und Medien für verrückt und gefährlich. Besänftigen statt konfrontieren war bis dahin die Strategie des Westens im Umgang mit dem auftrumpfenden Reich der Mitte gewesen. Man hoffte darauf, dass Chinas neugewonnener Reichtum und sein globaler Einfluss die kommunistische Regierung liberalisieren würden. Vier Jahre später leuchtet jedem ein, dass dieser Versuch kläglich gescheitert ist. Und insgeheim ist man erleichtert, dass endlich jemand den Mut und die Hartnäckigkeit aufbringt, China in die Schranken zu weisen.

Gut für die Schweiz

Auch für die Schweiz, mit den USA durch gemeinsame Werte und Handel eng verbunden, ist von entscheidender Bedeutung, wer im Weissen Haus regiert. Man ist mit demokratischen Präsidenten traditionell schlechter gefahren als mit republikanischen. Das Feindbild Finanzplatz Schweiz sitzt tief bei der amerikanischen Linken. Clinton und Obama verfolgten eine moralische Aussenpolitik und knöpften sich den Schweizer Finanzplatz brutal vor. Ironie der Attacken auf die Schweiz: Mit Joe Biden stand ein Vizepräsident hinter Obamas Pressionspolitik gegen die Schweiz, der als Senator der Steueroase Delaware umsichtig dafür schaute, dass seinem Heimatstaat die Geschäfte nicht ausgingen.

Unter Trump hat sich das Blatt gewendet. Die Schweiz besitzt im Weissen Haus als EU-Nichtmitglied wieder einen beachtlichen Stellen-

wert. Nie zuvor in den bilateralen Beziehungen gab es eine derart grosse Anzahl von Treffen auf höchster Ebene. Von Finanzminister Mnuchin über Aussenminister Pompeo bis Donald Trump im Oval Office – der Schweiz stehen die Türen offen. Entscheidend für diese engen Bande ist die Tatsache, dass Trump mit Edward McMullen einen engen, persönlichen Freund als Botschafter in die Schweiz entsandt hat, der einen direkten Draht ins Weisse Haus hat und diesen zur Förderung der bilateralen Beziehungen aktiv nutzt.

Wandelnde Antithese

Trumps globaler Leistungsausweis ist unübersehbar. Dass ihm Politiker und Medien dennoch keinen Tribut zollen, dass sie ihn mit Schimpf und Schande zudecken, hat auch damit zu tun, dass er viele ideologisierte Unehrlichkeiten des Betriebs entlarvt. Trump ist die wandelnde Antithese, die «Handgranate» (Michael Moore) in die neulinken Milieus des korrekten Sprechens und betreuten Denkens. Er stellt sich gegen die Meinungshegemonie der Journalisten und kontert ihre Fake News notfalls mit seinen eigenen. Er stellt sich gegen Dogmen, hinterfragt den Klimaschutz, fordert mehr Geld für die Nato, fährt den Denkmalstürzern in die Parade. Er stört den Gottesdienst – und bringt trotz gelegentlichen Verirrungen und Entgleisungen Frischluft in die Demokratie.

In summa: Amerika steht vor einer Wahl, die die ganze Welt prägen wird. Wessen Herz für die freie Marktwirtschaft schlägt, wer einen verlässlichen Partner der Schweiz im Weissen Haus wissen will, wer Frieden dem Krieg vorzieht, kann einzig und allein hoffen, dass Trump die Wiederwahl schaffen wird.

NEW LEXUS

UX

HYBRID

0.30%
CELEBRATION
LEASING



LEXUS
EXPERIENCE AMAZING

Abgebildetes Modell: Lexus UX 250h AWD F SPORT ab CHF 54 500.- © Verbr. 6,1l/100 km¹, CO₂ 137 g/km¹, En.-Eff. A. Zielwert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 115 g/km¹. Gemäss Prüfzyklus WLTP. Leasingbeispiel: UX 250h FWD ECO, CHF 37 300.-, Leasingrate CHF 285.70 monatlich, Sonderzahlung 27% vom Nettopreis: 24 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 0.30%. 0.30% Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2020, bzw. Widerruf. Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasinggeber ist die Multilease AG. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

Wolff, Rösti, Spiess-Hegglin, Baur, Schilliger, Vitali, Federer



Lage, Lage, Lage: Richard Wolff.

Richard Wolff, Eigentümer, war einst Vorstandsmitglied des Mieterverbandes Zürich. Seine Söhne gingen als notorische Hausbesetzer in die Lokalgeschichte ein, während ihr Vater als Stadtrat der Alternativen Liste (AL) amtierte. Jetzt hat Wolff eine schicke Eigentumswohnung in der Looren 41 erworben, hoch über Zürich, im begehrten Witikon. Zum Kaufpreis von 2,1 Millionen, mit Sanierungsbedarf von 300 000 Franken. Wolffs Liegenschaft liegt am äussersten Stadtrand und grenzt an unverbaubare Wiesen und Wälder. Wenn es um sich selber geht, hält der urbane Linke etwas weniger vom verdichteten Bauen. (*mö*)

Albert Rösti, Unschuldslamm, hat keine Freude an den Schutzmassnahmen im Parlament. So wurden die Sitze der Ständeräte, ganz hinten im Nationalratssaal, mit einer Kordel abgesperrt. Für den früheren SVP-Präsidenten ein kleines Ärgernis – er nutzt nämlich die Ständeratssitze hinter ihm gerne als Ablage. Wie durch Zauberhand war die Absperrung im Bereich hinter Rösti aber bereits am zweiten Sessionstag weg. Hat der SVP-Nationalrat kleine Anpassungen am Schutzkonzept vorgenommen? Rösti setzt eine Unschuldsmiene auf und sagt: Er habe sich selber auch gewundert, dass die Absperrung über Nacht verschwunden sei. (*hmo*)

Jolanda Spiess-Hegglin, Sittenwächterin, nominierte *Weltwoche*-Kollege **Alex Baur** diese Woche via Twitter zum «Arschloch des Monats». Als Baur in der Folge von Spiess-Anhängern mit Verbalinjurien eingedeckt wurde, wandte er sich an den Verein Netz courage, der in Fällen von Cybermobbing oder Hetze juristische und psychologische Beratung anbietet. Eine Antwort blieb bis Redaktionsschluss aus, was insofern nicht verwundert, als dass Netz courage mehr



Steuergelder: Jolanda Spiess-Hegglin.

oder weniger im Alleingang von Spiess-Hegglin selber betrieben wird. Vor diesem Hintergrund erscheint es bemerkenswert, dass der Verein der Zuger Politikerin auch mit Steuergeldern finanziert wird. Dieses Jahr unterstützte der Kanton Basel-Stadt Netz courage mit 20 000 Franken, der Bund liess 12 000 Franken springen, wie die Zeitung *20 Minuten* enthüllte. (*fsc*)

Peter Schilliger, *Ämtli*-Sammler, ist zurück in Bern. Der Luzerner Freisinnige war 2012 für den verstorbenen Otto Ineichen in den Nationalrat nachgerückt. In Bern fiel der FDP-Nationalrat unter anderem als fleissiger Mandatssammler auf. Seine vielen Interessenbindungen reichten von Pensionskassen, Spitälern und Hochschulen bis zur Geldspielbranche. Im Herbst 2019 schaffte er die Wiederwahl jedoch nicht, weil seine Partei ihren zweiten Sitz verlor. Schilliger ersetzt nun den kürzlich verstorbenen Luzerner FDP-Nationalrat **Albert Vitali**. (*hmo*)

Roger Federer, Marketing-Genie, darf sich über den *Tages-Anzeiger* wundern – und freuen. «Wo man die Maske jetzt aufsetzen muss», konnte er am 8. September auf Seite 19 lesen. Dazu war eine maskierte Frau abgebildet, die in einem Geschäft Turnschuhe der Marke On anprobiert. Das Firmenzeichen, für das Federer als Mitbesitzer wirbt, sticht ins Auge. Wir erinnern uns: Als der 39-jährige kürzlich sein eigenes Modell «The Roger» präsentierte, strahlte das Schweizer Fernsehen ein Interview mit Federer aus – mit Schuh-Logo im Hintergrund. Schleichwerbung! Der *Tages-Anzeiger* tadelte, dass die Werbung nicht als solche gekennzeichnet gewesen sei, nur um jetzt selber ins Fettnäpfchen zu tappen. Damals twitterte ein *Tagi*-Redaktor: «Bitte, bitte, bitte liebe Journalisten, lasst Federer seine Schuhwerbung doch wenigstens bezahlen.» (*zr*)



Beckenbauer (l.), Autor Stoiber.

Glückwunsch, mein Freund

Edmund Stoiber

Schon als kleiner Junge wurde ich von der Leidenschaft für den Fussball gepackt. Seit über fünfzig Jahren bin ich Mitglied beim FC Bayern München, länger als in der CSU. In diese Anfangszeit, Mitte der 1960er Jahre, als der Verein noch in der Regionalliga spielte und der Lokalrivale 1860 als Bundesligist die Nummer eins der Stadt war, fiel meine erste Begegnung mit Franz Beckenbauer. Ich war Zuschauer beim Training der ersten Mannschaft und fasziniert von der technischen Brillanz des Jungtalents, seinem überragenden Ballgefühl, der Leichtigkeit, mit der er seine Gegner überspielte. Mir war klar, dass da ein ganz Grosser heranreifte.

Und so war es dann auch: Ohne Franz Beckenbauer, den für mich grössten deutschen Fussballspieler aller Zeiten, wäre der Aufstieg des FC Bayern in die europäische Spitzenklasse nicht möglich gewesen. Er hat dem Verein national wie international das besondere Flair verliehen. An ihm haben sich seine Mitspieler ausgerichtet. Franz Beckenbauer war nicht nur ein herausragender Fussballer, er ist auch ein ausgesprochen umgänglicher und bodenständiger Mensch, dem sein früher Ruhm nie zu Kopf gestiegen ist. Er hat nie von seinem einzigartigen Talent alleine gelebt, sondern seine Gabe durch harte Arbeit gepflegt und gefördert.

Ihm ist so vieles geglückt: mit achtzehn Jahren Stammspieler beim FC Bayern, bald darauf in der Nationalmannschaft; vielfacher deutscher Meister und Pokalsieger, dreifacher Gewinner des Europacups der Landesmeister, Weltmeister als Spieler und Trainer. Das deutsche «Sommermärchen», die Weltmeisterschaft 2006, hat das Bild Deutschlands in der Welt nachhaltig positiv geprägt und wird mit ihm verbunden bleiben.

Franz Beckenbauer ist in all den Jahren mein persönlicher Freund geworden, eine Freundschaft, die mich unendlich bereichert hat. Ich wünsche ihm zum 75. Geburtstag alles erdenklich Gute, weiter viel Kraft und Gesundheit!

Der Douro – die Mosel Portugals



MS Douro Spirit*****



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon

Porto–Pinhão–Barca d’Alva–Régua–Porto mit moderner MS Douro Spirit*****

- 1. Tag Zürich–Porto–Vila Nova de Gaia** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug nach Porto⁽³⁾. Transfer⁽³⁾ zum Schiff und Einschiffung. Das Schiff bleibt über Nacht in Vila Nova de Gaia.
- 2. Tag Vila Nova de Gaia–Régua–Pinhão** Ab Régua Ausflug⁽¹⁾ Vila Real mit Schloss Mateus. Abendessen auf dem Weingut mit Live-Unterhaltung.
- 3. Tag Pinhão–Vega de Terrón** Schifffahrt zur spanischen Grenze. Ausflug⁽¹⁾ nach Castelo Rodrigo, welches zu den 12 historischen Dörfern Portugals zählt.
- 4. Tag Salamanca** Busfahrt⁽¹⁾ nach Salamanca und Rundgang. Mittagessen und feurige Flamenco-Show. Rückkehr zum Schiff in Barca d’Alva. Abends typisch portugiesisches Grillfest an Bord.
- 5. Tag Barca d’Alva–Pinhão–Régua** Nachmittags Besuch⁽¹⁾ Quinta do Seixo mit Weinverkostung.
- 6. Tag Régua–Vila Nova de Gaia** Ausflug⁽¹⁾ in die alte Bischofsstadt Lamego. Schifffahrt zurück nach Porto. Abends Fado-Show an Bord.
- 7. Tag Vila Nova de Gaia** Rundfahrt⁽¹⁾ in Porto mit farbenprächtigster Cais da Ribeira und alter Alfândega. Portweinverkostung in einer Kellerei. Ausflug⁽²⁾ nach Guimarães mit altem Stadtkern und Burg. Abschieds-Abendessen an Bord.
- 8. Tag Vila Nova de Gaia–Porto–Zürich** Ausschiffung und Weiterreise gemäss Verlängerungsprogramm oder Transfer⁽³⁾ zum Flughafen Porto. Flug nach Zürich⁽³⁾ und individuelle Heimreise.

Vorprogramm Porto

Stimmen Sie sich während 4 Tagen in der bunten Hafenstadt Porto auf die bevorstehende Flussfahrt ein. Lassen Sie sich von den Sehenswürdigkeiten in der Altstadt verzaubern.

Verlängerungsprogramm Lissabon

Im Anschluss an die Flussfahrt besteht die Möglichkeit, Ihren Aufenthalt in Portugal für 4 Tage in der Hauptstadt Lissabon und in ihrer Umgebung zu verlängern. *Beide Programme können an bestimmten Daten gebucht werden. Details und Daten siehe Internet.*

MS Douro Spirit*****

Schiff mit Platz für max. 124 Gäste. Alle 65 Kabinen mit französischem Balkon, Dusche/WC, Föhn, TV, Telefon, Safe, kleinem Tisch und Stühle sowie Klimaanlage. Die Kabinengrösse beträgt bei den 2-Bettkabinen sowie den 1-Bettkabinen MD ca. 14 m², 2-Bettkabinen MD vorne ca. 13 m² und 1-Bettkabinen MD vorne ca. 12 m². Die Junior Suite auf dem MD (ca. 20 m²) und die Suiten auf dem OD (ca. 21 m²) sind mit einer Badewanne ausgestattet. Bordausstattung: Réception und Boutique/Souvenirshop, Panorama-Salon mit Bar/Tanzfläche, Restaurant, Spa, Fitnessraum, teilweise überdachtes Sonnendeck mit kleinem Pool, Sitz- und Liegegelegenheiten. Lift zwischen HD und OD. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf Sonnendeck erlaubt).



MS Douro Spirit im Douro-Tal



Porto

Thurgau Travel Sorglos-Paket

Unser Sorglos-Paket beinhaltet Vorsorgemassnahmen zum Gesundheitsschutz unserer Gäste, damit Sie auf unseren Schiffen sicher und unbeschwert reisen. Dazu gehören u.a. Gesundheits-Check-up, Fiebermessen, reduzierte Passagierzahl für optimalen Abstand, vermehrte Desinfektion, alle Mahlzeiten und Getränke werden am Tisch serviert, persönliche Audio-Sets während der Reise. Jede Kabine und jeder Bereich ist mit einer separaten Frischluftzufuhr ausgestattet.

8 Tage ab CHF 990

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie inkl. Vollpension, ohne Flug)

Abreisdaten 2020 Es het solangs het Rabatt

21.09. 500	05.10. 600	19.10. 1000	02.11. 1400
28.09. 500	12.10. 800	26.10. 1200	

Abreisdaten 2021 Es het solangs het Rabatt

22.03. 1300	07.06. 500	09.08. 800	11.10. 700
05.04. 900	14.06. 500	16.08. 700	18.10. 800
12.04. 800	21.06. 500	30.08. 500	25.10. 1000
26.04. 600	05.07. 600	13.09. 500	01.11. 1300
10.05. 500	12.07. 700	20.09. 500	08.11. 1400
24.05. 500	26.07. 900	27.09. 500	
31.05. 500	02.08. 900	04.10. 600	

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Getränkepaket: Wasser, Kaffee/Tea zum Mittagessen sowie Wasser, Soft-Drinks und Hauswein zum Abendessen
- Thurgau Travel Bordreiseleitung
- Persönliches Audio-Set während der Reise

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	2190
2-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2390
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	2490
1-Bettkabine Mitteldeck vorne, franz. Balkon	2990
1-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3190
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	2490
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2690
Suite Oberdeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3490
Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck	990
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1290
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	260
Annulations- und Assistance-Versicherung	79
An- und Rückreisepaket (Flug mit Swiss oder TAP, Transfers in Portugal, Taxen, Basis G-Klasse)	395
Vor-/Verlängerungsprogramm Doppelzimmer	640
Vor-/Verlängerungsprogramm Einzelzimmer	840

(1) Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | (2) Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | (3) Im An- und Rückreisepaket inbegr. | (5) Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten

Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch



Verlangen Sie Martina Hafen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch

Was es heisst, Vater zu sein

Bevor ein Mann ans Kinderhaben denkt, sollte er die Beziehung zum eigenen Vater klären. Es hilft auch, sich den Film «Gladiator» anzuschauen.

Chris von Rohr

Ja sicher, es gibt ein paar wenige *desperate housemen*, die phasenweise den Job der Mütter übernehmen. Diese Männer sind die Ausnahme. Sie kommen, gleich wie die Mütter, bald an ihre Grenzen und können viel von schlaflosen Nächten, lächelnden Nachbarn und spottenden Freunden erzählen. Sie haben meine grösste Hochachtung.

Die Realität ist eine andere: Wenn in der Familie überhaupt ein Vater da ist, hat er nach neuesten Erkenntnissen im Durchschnitt gerade mal zwanzig Minuten Zeit für sein Kind – pro Tag. Das ist wenig, sehr wenig.

Die meisten Väter sind so extrem mit sich selbst beschäftigt, dass sie gar keine Zeit für ihre Kinder haben. Nur merken das viele nicht einmal oder erst zu spät. So sagte mir doch letztlich ein Fruchtgrosshändler, er könne einfach nicht verstehen, dass seine dreijährige Tochter ihm immer alle Kabel des Computers und Druckers rausziehe, wenn er am Schreiben im Arbeitszimmer sei.

Ich sagte ihm fadengerade: «Vielleicht solltest du dich einfach mal etwas mit deiner Tochter befassen, wenn du schon zu Hause bist, anstatt Business-Rapporte zu schreiben.»

Er schaute mich mit grossen Augen an. «Ihre Mum ist doch da, und mein Vorgesetzter hätte auch keine Freude.» Der Typ tat mir leid und das Mädchen noch mehr.

Ex-Frau hat wieder mehr Zeit für Discos

Etwas anders ging ein Musikerkollege an die Sache ran. Er öffnete seine Dukatenschatulle und zahlte 80 000 Franken für das Sorgerecht. Er übernahm damit die Verantwortung, und seine Ex-Frau hat wieder mehr Zeit für Discos oder sonst etwas.

Dann gibt's Männer, die sind so mit ihrer Karriere verheiratet, dass allein der Gedanke, ein Kind zu haben, eine mittlere Krise bei ihnen auslöst. So einer war ich auch mal. War das okay? Ja, das war es. Dadurch habe ich wenigstens keine Frauen und Kinder mit meiner ständigen Abwesenheit und Unverbindlichkeit ins Elend gestürzt. Timing ist auch beim Kinderkriegen *everything*.



Erkenne, was du von Kindern lernen kannst: Autor von Rohr mit Tochter Jewel.

Es ist eine grosse Herausforderung, ein bewusster Vater zu sein. Dazu kommt: Bevor ein Mann diese Lebensaufgabe annimmt, sollte er die Beziehung zu seiner künftigen Frau und ebenso die Beziehung zu seinem Vater gut betrachten und klären. Sonst wird auch seine Vaterschaft in Mitleidenschaft gezogen.

Es gibt einen unglaublichen Satz im Film «Gladiator», wo der alte Kaiservater Marc Aurel, brillant gespielt von Richard Harris, seinem schwachen, unzulänglichen Sohn, dem er seine Nachfolge verweigert, sagt: «Dein Scheitern als Sohn ist mein Versagen als Vater.» Wie traurig, wie wahr! Viele denken negativ über ihre Väter, da sie durch sie Desillusionierung erlebten. Bei mir war das eine Zeitlang auch so, später aber transformierte sich vieles durch Vergabung in Freude und Respekt.

Desillusionierung ist auch die Befreiung von Illusion. Als Kind erwarteten wir so vieles von unserem Vater, als wäre er Gott-Vater. Später kamen wir aus dem strahlenden Licht der Sonne auf die Erde, in die Realität, und stellten fest, dass es dort phasenweise eher höllisch

als himmlisch zugeht. Das zu erkennen, kann hart sein. Viele gehen gestärkt daraus hervor, manche zerbrechen, je nach Charakter, Genen und sozialem Umfeld.

Später, wenn das Leben uns vielleicht zu Vätern macht, gibt's ein paar Erkenntnisse, die ich mir zu Herzen genommen habe: Sei du selbst, verstell dich nicht, Kinder spüren das. Zeig ihnen immer wieder, was dich wirklich beseelt, egal, ob Geschichten, Natur, Ruhe, Musik, Sport oder Wissenschaft. Sei voll anwesend, wenn Zeit zusammen angesagt ist. Lerne zuzuhören. Nimm dein Kind von Anfang an nicht als halbe Portion, sondern als vollwertigen Menschen wahr und sprich auch so zu ihm.

Sei kein Knotenvater

Der präzente Vater ist ein Geschenk, aber zerdrück die Kinder nicht mit deiner Gegenwart. Wenn du jeden wachen Moment in ihrem Leben füllst, fehlt ihnen der Raum, in dem sie ganz bei sich selber sein können. Wenn du sie permanent drängst, immer forderst, werden sie zerbrechen. Wenn du ihnen Spielzeug im Überfluss gibst, wird sich ihr Herz vor Besitzgier verkrampfen. Wenn du immer versuchst, es ihnen recht zu machen, wirst du irgendwann ihr Gefangener sein, nicht mehr ihr Vater.

Wenn Väter ihren Kindern Zuspruch und Ansehen schenken und dies auch in kleinen Ritualen ausdrücken, dann stärken sie das Selbstwertgefühl des Kindes und geben ihm Stabilität für die Zukunft in dieser oft so kalten, oberflächlichen und verwirrenden Granitwelt. Sei kein Knotenvater, zeig deinem Kind, was es dir bedeutet – und vor allem: Erkenne, was du von Kindern lernen kannst.

Zu guter Letzt: Vergessen wir nie die Mutter unseres Kindes zu ehren, auch wenn wir sie manchmal nicht verstehen oder gar getrennt von ihr leben. Ein jüdisches Sprichwort sagt: «Weil Gott nicht überall sein kann, schuf er die Mutter.» Wie wahr! Und manchmal vielleicht auch den Vater.

Chris von Rohr gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Musikern und ist Vater einer erwachsenen Tochter.

Die neuen Konvertiten

Diese Zukunft wird stinklangweilig: Es gibt nur noch eine brave Mitte.



Die CVP hat die letzten Wahlen relativ gut überlebt. Trotz massiven Verlusten etwa in Stammlanden wie dem Wallis.

Gerhard Pfister ist ein Konvertit. Einst war er die Inkarnation des bösen rechten Flügels der Partei. Zwischen Pfister, den Leibhaftigen, und Christoph Blocher passte kein Blatt Papier.

Jetzt ist Pfister in die Mitte gerückt. Er will jene Hochzeit mit der BDP realisieren, die seinerzeit Doris Leuthard, Christophe Darbellay und Jean-Michel Cina leichtfertig vergeigt hatten. Pech für ihn, dass die Braut inzwischen an Anorexie leidet.

Die politischen Lager in der Schweiz sind, was die Einstellungen der Menschen betrifft, relativ stabil. Knapp 30 Prozent der Wählerinnen und Wähler sind halbwegs sozial, frauenfreundlich und ökologisch. 25 Prozent sind fremdenfeindlich und nationalistisch. Und die restlichen 40 Prozent wählen die mehr oder weniger rechte Mitte mit Petra Gössi, Pfister und Jürg Grossen.

Die Verteilung der Bundesrätinnen und Bundesräte folgt immer mit Verzögerungen dem Kräfteverhältnis. Die Schweizerinnen und Schweizer sind ängstlich. Sie wollen, dass alle gemeinsam die politische Suppe aufkochen. Weil Kompromisse keine schnellen Fortschritte bringen, aber auch keine grossen Gefahren.

Gerhard Pfister will die stärkste Kraft der Mitte werden und der zu fusionierenden Partei zwei Bundesratssitze sichern. Der Start hat nicht funktioniert. Die rechten Angstschreier in den Alpen, allen voran Ständerat Beat Rieder, proben den Aufstand. Und der neue Parteiname macht auch niemanden so richtig heiss. Pfister hätte den Anspruch in den neuen Namen ver-

packen müssen. Wie? – Ganz einfach. «Die starke Mitte» sollte seine Partei heissen.

Ganz andere Sorgen müssten die Sozialdemokraten plagen. Rot-Grün hatte bei den letzten Wahlen starken Rückenwind. Die Basis der SP war hochmobilisiert. Und trotzdem verlor die Partei einen Viertel ihrer Wählerinnen und Wähler an die Grünen. Dank Umweltdemos und Frauenstreik. Wer bei guter Konjunktur einen Viertel der Kundschaft verliert, muss über die Bücher gehen, darf in der Nacht keinen Schlaf mehr finden. Das Bohren nach den Schwachpunkten würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen.

Schwachpunkt Konzepte: Die SP hat in Sachen Wirtschaftspolitik und ökologischer Umbau keine vernünftigen Konzepte, um die ebenso konzeptlosen Grünen vor sich herzutreiben.

Schwachpunkt zu viele Brave und zu viele Welsche: Simonetta Sommaruga ist eine Oberbrave. Alain Berset ist ein Braver. Christian Lev-

Leider sind Cédric Wermuth und Mattea Meyer konzeptionell schwach auf der Brust.

rat ein Taktiker ohne Flair für Umwelt- und Frauenfragen. Roger Nordmann ein Lobbyist der Solarbranche, die vorab Subventionen beziehen will, statt genügend Strom zu produzieren.

Schwachpunkt Findungskommission: Die Findungskommission der SP hätte eine Debatte organisieren müssen. Stattdessen war sie

ein Briefkasten, der nur alle paar Wochen geleert wurde. Und nicht einen einzigen Impuls vermittelte.

Leider sind Cédric Wermuth und Mattea Meyer konzeptionell schwach auf der Brust. Und sie haben sich von 26 rechten SP-Parlamentarierinnen und -Parlamentariern bereits vor Startbeginn weichkochen lassen. Als ob die rechte SP nicht bereits übervertreten wäre.

Die Grünen haben die Lücke bemerkt. Sie dienen sich neu der Rechten als die noch vernünftigeren Anpasser an. Das verärgert zu Recht die Klimajugend, aber die wählt ja nicht die nächste Bundesrätin, den nächsten Bundesrat.

Mehr als zwei Bundesratssitze wird es für MSP und Grüne nicht geben. Die Fraktionen der beiden Parteien müssten sich einigen: Wer im rot-grünen Lager nach den Regeln des Nationalratsproporz einen oder zwei Sitze bekäme, dessen Anspruch würde vom anderen nicht bestritten. Wird nicht klappen bei dem Bodenpersonal.

Stattdessen werden die rot-grünen Parlamentarier von den Bürgerlichen in den kommenden Jahren durch das Unterholz gejagt. Die Klimajugend muss, wenn sie nicht in der Wäsche eingehen will, direkte Aktionen mit einer ratten-scharfen Volksinitiative verbinden, dank der wir innert zehn Jahren eine klimaneutrale Schweiz hinbekommen. Die Uhr tickt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Globale Pandemie, lokale Lösungen

Tiefe Ansteckungszahlen sind gut für die öffentliche Gesundheit und für die Wirtschaft. Lokale Massnahmen, die von der Bevölkerung mitgetragen werden, sind der richtige Ansatz.

Marcel Salathé

Die Nachricht, die in der Nacht vom 30. Dezember 2019 auf dem Meldesystem Pro-MED-Mail mit dem unspektakulären Titel «Undiagnostizierte Lungenentzündung – China (HU)» erscheint, lässt nichts Gutes erahnen. Auslöser des Falls ist ein Virus, das erst am 11. Februar 2020 seinen Namen erhält: «Severe acute respiratory syndrome coronavirus 2 (SARS-CoV-2)».

Zu diesem Zeitpunkt ist das Virus offiziell bereits in 25 Ländern angekommen. Aber da 99 Prozent der Fälle in China gemeldet werden, wähnt sich die Welt noch in Sicherheit. Zwei Wochen später, am 25. Februar 2020, informiert das Bundesamt für Gesundheit (BAG) mit dem Titel «Neues Coronavirus COVID-19: Erster bestätigter Fall in der Schweiz». Der Rest ist Geschichte.

Zahlen sprechen klare Sprache

Heute, in diesen letzten Sommertagen, schauen wir auf ein ausserordentliches halbes Jahr zurück. Die Covid-19-Pandemie hat rund um die Welt ein trauriges Bild hinterlassen: über 27 Millionen diagnostizierte Fälle sowie über 900 000 Tote, und die wirklichen Zahlen liegen mit grosser Wahrscheinlichkeit höher. Aus verschiedenen Studien weltweit wissen wir, dass die Zahl der Fälle sehr viel grösser ist als die Anzahl der bestätigten Fälle. Der Grund dafür ist, dass man zu Beginn wegen eingeschränkter Kapazitäten fast nur Personen mit schweren Symptomen getestet hat.

Die Todeszahlen sind schwieriger zu interpretieren. Aber die Übersterblichkeiten zeigen das massive Ausmass der Wirkung, die die Pandemie auf die öffentliche Gesundheit hatte. Vor allem aus Ländern wie den USA, wo das Virus lange fast uneingeschränkt wüten konnte, kommen erschreckende Zahlen, mit über 200 000 Toten, die der Pandemie zuzuschreiben sind.

Die epidemiologischen Zahlen sprechen eine klare Sprache: Je weniger das Virus in einer Bevölkerung zirkuliert, desto geringer sind die gesundheitlichen Schäden. Auch wenn Alter und Vorerkrankungen die grössten Risiko-



Pragmatische Eindämmung: Monte Generoso, 1. August 2020.

faktoren sind: Es ist ja gerade eine der grossen Errungenschaften eines modernen Gesundheitssystem, dass wir heute mit vielen Krankheiten wie Diabetes und hohem Blutdruck gut weiterleben können, bis ins hohe Alter.

Der Herbst und der Winter stehen vor der Tür, und so stellt man sich die Frage, wie es weitergehen soll. Die grosse Sorge einer sogenannten zweiten Welle durchdringt heute fast jede Diskussion. Etwas, was wir auf keinen Fall tun sollten, ist, uns von den erfreulich tiefen Hospitalisierungs- und Todeszahlen einlullen zu lassen. Das Virus ist noch da, zirkuliert im Moment aber vor allem in den Gruppen, denen das Virus verhältnismässig wenig Schaden zufügt. Die Zahlen sind jedoch während der Sommermonate kontinuierlich gestiegen.

Engpässe im Contact-Tracing könnten rasch wieder dazu führen, dass man die Kontrolle verliert, so wie das im Frühjahr geschah. Die Konsequenz wäre ein erneutes rasantes Wachstum der Fälle, wie man es jetzt gerade in Spanien und Frankreich beobachten kann.

Dieses klare Zeichen des Kontrollverlustes bedeutet typischerweise auch ein Ansteigen der Hospitalisierungen und der Todesfälle, so gesehen zum Beispiel in Florida und Israel.

Gute Gründe für Optimismus

Tiefe Fallzahlen sind gut für die Gesundheit, gut für die Wirtschaft, gut auch für eine wirkungsvolle Eindämmung. Die Tatsache, dass man ein Problem am besten unter Kontrolle behalten kann, solange es klein ist, kennen wir nicht erst seit dem Auftauchen dieses Virus. Sämtliche alternativen Strategien führen eher früher als später wieder zu den negativen Konsequenzen, die wir aus dem letzten halben Jahr kennen.

Besonders die Durchseuchung ist keine Strategie, sondern eine Folge des Kontrollverlustes. Der immunologische Schutz gerade der Risikogruppen sollte über einen Impfstoff gewährleistet werden, nicht über ein unkontrolliertes Ausbreiten der Infektionen. In diesem Bereich gibt es gute Gründe für Optimismus.

Weltweit werden Dutzende von Impfstoffen in klinischen Versuchen getestet. Solche Versuche werden in Phasen unterteilt, wobei jede Phase auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen bezüglich Wirksamkeit und Sicherheit der vorherigen Phase aufbaut. Heute sind neun solcher Impfstoffe in der letzten Phase (Phase 3) vor einer allfälligen Marktzulassung. Die bisherigen Resultate sind vielversprechend.

Problematisch ist allerdings der zunehmende politische Druck in manchen Ländern, die Zulassungsverfahren enorm zu beschleunigen. Natürlich machen schnelle Prozesse in einer Pandemiesituation Sinn. Aber die hohen klinischen und wissenschaftlichen Sicherheitsstandards müssen ausnahmslos gewährleistet werden können.

Behandlungsmöglichkeiten, die laufend verbessert werden, könnten die gesundheitliche Bedrohung ebenfalls abschwächen. Leider kennen wir noch keine spezifische Behandlung, die das Virus sicher stoppt und den klinischen Verlauf einer Infektion verbessert. Erste Erfolge gibt es aber. Sogenannte Kortikosteroide können die Sterberate von kritisch kranken Patienten verringern. Das antivirale Medikament Remdesivir kann die Genesungszeit verkürzen, auch von kritisch kranken Patienten.

Besonders die Durchseuchung ist keine Strategie, sondern eine Folge des Kontrollverlustes.

Dies sind bis heute die einzig belegten spezifischen Behandlungsmöglichkeiten, die einer kritischen wissenschaftlichen Untersuchung standhalten. Aber wie in der Impfstoffentwicklung gibt es auch in diesem Gebiet zahlreiche laufende Studien mit vielversprechenden Ansätzen und Resultaten. Kurzum, die wissenschaftliche und die medizinische Forschung machen Fortschritte, so gut und so schnell sie können: Innovation und Effizienz.

Auch bei den nichtpharmazeutischen Massnahmen können wir uns noch verbessern. Bei der Prävention spielt die Bevölkerung zwar gut mit und hält sich an die vorgegebenen Hygienemassnahmen, auch wenn diese nicht immer sonderlich angenehm sind. Die Branchen zeigen sich enorm innovativ, wenn es um die Entwicklung von Schutzkonzepten geht.

In Bezug auf das Testen und das Contact-Tracing gibt es aber sicherlich noch Möglichkeiten, die Effizienz zu steigern. Neue Testmethoden werden vielleicht schon bald die Testdauer und die Testkosten verringern. Wenn alle Abläufe optimiert werden, gibt es auch keinen Grund, mehrere Tage zwischen Beginn von Symptomen und einem allfälligen Contact-Tracing verstreichen zu lassen. Das Virus ist schnell. Wenn wir ihm einen Schritt voraus sein wol-

len, müssen wir unsere Abläufe an die virale Geschwindigkeit anpassen. Die Swiss-Covid-App ist dazu ein hilfreiches Instrument. Die App basiert auf einem in der Schweiz entwickelten Protokoll, das nun in über drei Milliarden Smartphones weltweit zum Einsatz kommt. «Swiss Covid» kann das Contact-Tracing beschleunigen und erfüllt höchste Anforderung an den Datenschutz.

«Zu hoher Datenschutz», hört man mittlerweile sogar als Kritik. Dass dies nicht stimmt, zeigen die ersten Analysen, die die Wirksamkeit von «Swiss Covid» belegen. Wir sind weltweit nicht nur das erste Land, das eine solche App lancieren konnte, wir sind auch führend, was die Nutzungsrate anbelangt. Für mich ist das ein klares Zeichen dafür, dass trotz allem Medienrummel die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Behörden und Zivilbevölkerung mittlerweile sehr gut funktioniert.

Innovation und Effizienz

Wir dürfen nie vergessen: Im Ausdruck «öffentliche Gesundheit» steckt auch das Wort «öffentlich». Massnahmen, die die Öffentlichkeit nicht mitträgt, sind sinnlos. Umso wichtiger ist deshalb, die Situation lokal in der Hand zu haben. An unterschiedlichen Orten sind auch die Sensibilitäten unterschiedlich. Bei der Entwicklung von «Swiss Covid» sagten wir immer wieder, aus einer Gesundheitskrise dürfe keine Privatsphärenkrise werden. Freiwilligkeit ist essenziell. Den Schutz der Privatsphäre haben sich Generationen hart erarbeitet. Es gilt, ihn zu bewahren. Ebenso sollte man bei der jetzigen Planung lokales Fingerspitzengefühl anwenden, denn aus einer Gesundheitskrise darf keine Demokratiekrise werden.

Die momentane Strategie, eine pragmatische und lokal organisierte Eindämmung bis zur Zulassung eines Impfstoffs, scheint mir deshalb die richtige. Sie erfordert Innovation und Effizienz, zwei Stärken, die uns bis jetzt noch durch jede Krise gebracht haben. Das wird mit dem Coronavirus nicht anders sein.

Marcel Salathé ist Professor für Digitale Epidemiologie an der ETH Lausanne und Mitentwickler der Swiss-Covid-App.



MÖRGELI

Lohnschutz und Lohndumping

Die schärfste Waffe im Kampf gegen die Begrenzungsinitiative heisst «Lohnschutz». Wer eine geregelte Zuwanderung, wer Mass statt Masse befürwortet, gefährdet den Lohnschutz. Die Folge sei «Lohndumping», eine dramatische Lohnspirale nach unten. Was ist dran an diesen liebsten Kampfbegriffen der Linken, zu denen die Arbeitgeberfunktionäre schweigen wie Schleimaale?

Die Wörter «Lohnschutz» und «Lohndumping» spielten vor der Personenfreizügigkeit mit der EU keinerlei Rolle. Weil ein Lohnschutz vor der Personenfreizügigkeit von 2002 überhaupt nicht nötig war. Die Schweiz wusste von keinem Lohndumping, bevor sie mit der Personenfreizügigkeit ihren Hausschlüssel an Brüssel abtrat. In der Schweizer Mediendatenbank findet sich das Wort «Lohnschutz» in den Zeitungen zwischen 1980 und 1990 genau zwei Mal. Zwischen 1991 und 1999 fünf Mal, aber zwischen 2000 und heute – also seit die Personenfreizügigkeit ein Thema ist – volle 8052 Mal.

Das Wort «Lohndumping» gab's 1980 bis 1990 drei Mal, 1991 bis 1999, als die Personenfreizügigkeit zunehmend diskutiert wurde, 849 Mal – doch seither und bis heute explosive 13 023 Mal. Vor der Personenfreizügigkeit kannte die Schweiz keine Lohnprobleme. Die Löhne stiegen kontinuierlich und brauchten keinen staatlichen Schutz. Seit das Land aber den Personenverkehr grenzüberschreitend «befreit» hat, musste es im Inland einen repressiven Käfig kleinmaschigster Vorschriften errichten. Dieses Korsett schnürt das Erfolgsmodell unseres freien Arbeitsmarkts ab – und das erst noch unter dem Applaus der Wirtschaftsverbände.

Eine gesunde Marktwirtschaft zahlt keine Mindestlöhne, sondern Leistungslöhne. Darum können tüchtige Schweizer wesentlich mehr verdienen als den Mindestlohn. Doch die Gewerkschaften wollen für möglichst alle gleich viel: eine Nivellierung nach unten. Angeführt wird der Kampf gegen die Begrenzungsinitiative von SP-Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga. Diese spürte schon vor einiger Zeit eine «Aufbruchstimmung». Ist jene Aufbruchstimmung gemeint, dass viele aufbrechen, wenn sie zu reden beginnt?

Christoph Mörgeli

Putin, ein forensisches Psychogramm

Wie deutet ein früherer Geheimdienstchef den Ex-Geheimdienstler an der Spitze Russlands? Unser Autor leitete den deutschen Nachrichtendienst. Hier ist sein Gutachten.

Hans-Georg Maassen

Im sowjetischen Geheimdienst KGB zählte Wladimir Putin sicherlich zu den Härtesten der Harten. Er machte Karriere bis zum Armeegeneral und Chef der Nachfolgeorganisation FSB. Auf diesen Spitzenposten beim gefürchtetsten Geheimdienst der Welt kommt man nicht durch Quotenregelung, Parteibuch und Koffertragen für Politiker. Es gelten andere Werte: eben Härte, aber auch unbedingte Loyalität, Leistung und Erfolg.

Der KGB verstand sich als Elite der Kommunistischen Partei. Er war Schild und Schwert der Ideologie Lenins und Bewahrer des Geistes der Oktoberrevolution. Zuerst hielt sich die Partei einen Geheimdienst, zuletzt war es fast umgekehrt: KGB-Männer wie Juri Andropow und Michail Gorbatschow übernahmen die Macht in Partei und Staat und zogen zahlreiche Geheimdienstler nach.

Russlands neue Adlige

Der KGB stand über dem Gesetz. Er bestimmte, welche Massnahmen zweckmässig für die Durchsetzung der Parteiziele waren. Dabei kam es zur Ermordung von Hunderttausenden «Konterrevolutionären» und «Volksverrätern», zu Folterungen und Zwangsarbeit in KGB-Lagern. Bei der operativen Arbeit im Westen war Spionage nur Nebensache. Wichtiger waren «aktive Massnahmen» zur Beeinflussung der Politik durch Unterwanderung von Parteien, Medien und Institutionen sowie Erpressung und Bestechung von Einzelpersonen.

Wer wie Putin zum KGB ging, zählte zur Elite. Nikolai Patruschew, sein Nachfolger als Chef des FSB, bezeichnete die Geheimdienstmitarbeiter als die «neuen Adligen Russlands». Dieser Adel funktioniert fast wie ein Orden, mit extremen Loyalitätspflichten, deren Missachtung tödliche Folgen haben kann. Genau das meinte Putin, als er einmal sagte, dass im Geheimdienst andere Gesetze gelten würden und «Verrätern meist ein böses Ende blüht». Die Anschläge auf die ehemaligen russischen Geheimdienstmitarbeiter Alexander Litwinenko und Sergei Skripal waren in diesem Sinn interne Bestrafungsmassnahmen, die in einer

souveränen Offenheit und Dreistigkeit durchgeführt wurden, um andere abzuschrecken.

Offensichtlich hatten Putins Vorgesetzte im KGB sein Potenzial und seine Leistungsbereitschaft früh erkannt. Man schickte ihn nach mehreren internen Verwendungen auf die KGB-Hochschule und setzte ihn dann in der DDR ein. Das war für KGB-Geheimdienstler so etwas wie ein Lottogewinn. Im Vergleich



So etwas wie ein Lottogewinn:
Putin während seiner KGB-Zeit.

zur Sowjetunion, vor allem zur sowjetischen Provinz, präsentierte sich die DDR als moderner kommunistischer Staat, in dem man sich unter Freunden frei bewegen konnte.

Putins KGB-Karriere ist eng verbunden mit seiner Stationierung in der DDR von 1985 bis 1990. Er kam als Hauptmann und verliess das Land vor der Wiedervereinigung als Oberstleutnant. Was er in der KGB-Residentur in Dresden und in Ostberlin machte, ist unbekannt. Sicher war er kein normaler Verbindungsbeamte. Um als junger KGB-Kader bei Vorgesetzten aufzufallen, musste man operativ tätig sein. Nahe liegend ist, dass Putin an der vom KGB unterstützten Absetzung Erich Honeckers und der geplanten Umgestaltung der DDR zu einem neuen sozialistischen Staat mitwirkte. Der heutige FSB zeigt sich stolz auf die KGB-Ver-

gangenheit. Es hat in Russland nie eine Aufarbeitung der KGB-Verbrechen und eine Verfolgung der Täter gegeben. Die Loyalität im FSB gilt auch gegenüber den Vorgängern, selbst wenn sie Verbrecher waren.

Geheimdienstler von KGB und FSB denken und handeln anders als Politiker, vor allem anders als westliche Politiker. Sie machen sich keine Gedanken um Mehrheiten und Abstimmungen, um Medien und unangenehme Bilder. Es wird entschieden, nicht verhandelt. Politische Absichten werden geheim gehalten, nicht in Reden oder Interviews herausposaunt. Absprachen, Verträge und Gesetze werden respektiert, wenn sie für die Zielerreichung nützlich sind. Ansonsten gilt, dass Recht allein der Durchsetzung von Macht dient.

Man weiss, woran man ist

Putin weiss die vielen Instrumente der russischen Geheimdienste politisch für sich einzusetzen. Dazu gehören vor allem die aktiven Massnahmen wie die Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die Unterwanderung und Zersetzung der Opposition und das Aufbauen einer Scheinopposition. Für eine echte Opposition im Land dürfte Putin genauso wenig Verständnis haben wie für eine Opposition im KGB.

Kreml-Kritiker Alexei Nawalny hatte Glück, denn der mutmassliche Giftanschlag auf ihn hätte auch anders ausgehen können. Der Anschlag war ein klares Signal nicht nur in Richtung möglicher Oppositioneller, sondern auch in Richtung Westen, dass wirkliche Opposition keine Chance hat und ihre Unterstützung durch den Westen sinnlos ist.

Es hat auch etwas Gutes, wenn ehemalige KGB-Geheimdienstler Regierungsverantwortung tragen. Man weiss, woran man ist, sofern man ihre Spielregeln kennt. Dazu gehört: niemals Schwäche zeigen. Denn im KGB galt: Wer schwach ist, verliert das Spiel.

Hans-Georg Maassen führte von 2012 bis 2018 das Bundesamt für Verfassungsschutz, den zivilen Inlandnachrichtendienst der Bundesrepublik Deutschland.

Liberales mit Linksdraht

Die FDP-Spitze um Petra Gössi schwört neuerdings auf Basisbefragungen. Geht es um die Interpretation der Ergebnisse, zeigt man sich beweglich.

Hubert Mooser

Sie hat grosse Ziele und will die Partei verändern. Deshalb führt FDP-Präsidentin Petra Gössi zum zweiten Mal innerhalb von zwei Jahren eine Mitgliederumfrage durch. Standen 2019 noch Klima und Revision des CO₂-Gesetzes im Vordergrund, lautet das Stichwort diesmal «Enkelstrategie». Gössi will von ihrer Basis erfahren, wie sie sich liberale Politik für einen attraktiven Wirtschaftsstandort, für gesicherte Sozialwerke und eine intakte Lebensgrundlage vorstellt. Hat die FDP-Präsidentin den Kompass verloren, dass sie schon wieder ihre Mitglieder um Rat und Beistand bitten muss?

Bei ihren Auftritten versucht sie dem Eindruck entgegenzuwirken. Der Einfluss des Staates werde auf alle Lebensbereiche ausgedehnt, warnte Gössi an der jüngsten Delegiertenversammlung ihrer Partei. Die Liberalen müssten hier Gegensteuer geben und in Zukunft auch emotional überzeugen, damit die Basis an die Urne gehe. Das hört sich gut an, aber im Parlament tun die Freisinnigen oft das Gegenteil. Anfang Woche, bei der Beratung der neuen Kulturbotschaft, also über jene Gelder, die in den nächsten vier Jahren an Kulturschaffende fliessen, sang die FDP meist im Chor mit den Subventionstreibern von Mitte-links.

Wie in den 1990er Jahren

So überrascht es nicht, dass SVP-Vertreter den Freisinn wieder stärker kritisieren als auch schon. Die FDP marschiere häufig mit der SP, monieren sie. Ganz aus der Luft gegriffen ist der Vorwurf nicht. FDP wie SP unterstützen zum Beispiel die Energiestrategie 2050, das Pariser Klimaübereinkommen und die Totalrevision des CO₂-Gesetzes. Die Konstellation erinnert an die neunziger Jahre, als SP-Parteichef Peter Bodenmann und FDP-Präsident Franz Steinegger gemeinsam *Päckli* schnürten. Damals ging es um die Drogenpolitik.

Anders als Steinegger holt sich Gössi die Legitimation für ihren Kurs bei den Mitgliedern. Der Freisinn war gegen eine Flugticketabgabe und gegen hohe CO₂-Emissions-Reduktionsziele im Inland. Dann wurde die Partei in der

Öffentlichkeit heftig kritisiert, worauf Gössi eine Basisbefragung aufgleiste. Die Freisinnigen sprachen sich dann für eine Flugticketabgabe und hohe Reduktionsziele aus. Das war genau das Gegenteil dessen, was die Parteispitze bisher propagiert hatte.

Eine Art Schweigegelübde

Auch der Solothurner FDP-Nationalrat Kurt Fluri, vehementer Gegner einer Flugticketsteuer, wurde damals auf dem falschen Fuss erwischt. Trotzdem hält er solche Umfragen für sinnvoll. «Unsere Entscheidungsfindung verlief schon immer von unten nach oben. Die Parteipräsidentenkonferenz entscheidet sehr viel. Nun kommen noch die Mitgliederbefragungen dazu, was technisch heute viel einfacher ist.»

Andere wie der Aargauer Ständerat Thierry Burkart sind skeptisch. «Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass die Parteigremien die Positionen erarbeiten und diese danach mit der Basis besprechen sollen. Gute Vorschläge sollte man dabei selbstverständlich übernehmen.» Wenn man stattdessen Umfragen mache, sei es wünschbar, wenn die Fragen so gestellt würden, dass nicht schon zum Vornherein klar sei, was am Ende dabei herauskomme. Ausserdem solle man die Anliegen der Basis auch tatsächlich aufnehmen.

Das war bei der Mitgliederbefragung zur Revision des CO₂-Gesetzes nicht der Fall. 56 Prozent der Basis waren zum Beispiel für den Bau neuer Atomkraftwerke. Das Anliegen wurde von der Parteispitze nicht aufgenommen. Für den Direktor des Gewerbeverbandes, Hans-Ulrich Bigler, bei der ersten Mitgliederumfrage noch im Parlament, ist deshalb nicht die Kadenz von Umfragen ein Problem, sondern wie die Resultate interpretiert werden.

Gössi sagt dazu, Umfragen seien ein Mittel, um die Partei zu einer liberalen Bewegung zu machen. «Sie bestimmen nicht beliebig über unseren Kurs. Unsere klare Position als liberaler Pol der Schweiz leitet uns weiterhin.» Allerdings muss sie selbst von der Basis manchmal daran erinnert werden. Gössi hatte sich in der SRF-«Arena» mit Herzblut für den

Vaterschaftsurlaub eingesetzt. Am Tag danach lehnten die Delegierten das Geschäft mit einer Stimme Unterschied ab.

Gössi hat sich seither beim Vaterschaftsurlaub eine Art Schweigegelübde auferlegt. «Bei einem solch knappen Entscheid der Delegierten wäre eine Äusserung – weder in die eine noch in die andere Richtung – nicht opportun. Wahrscheinlich fand hier eine Konfusion mit den Kinderabzügen und den Kinderbetreuungskosten statt», mutmasste sie gegenüber der *Weltwoche*. So kann man den Willen der Basis auch interpretieren.



Swiss Russian Forum

Matrioschka-Dialog

Music performance
in times of Corona

Gast: Irina Nikitina
Preisgekrönte Pianistin und Präsidentin der
Musical Olympus Foundation

24. September 2020
17:30 Uhr
Apéro im Anschluss

Hotel St. Gotthard
Bahnhofstrasse 87, 8001 Zürich

Moderation: Danae Perez
Programmleiterin Swiss Russian Forum
Sprache: Englisch

Eintritt: CHF 140 / Gönner: frei
Begrenzte Platzanzahl
Anmeldung: info@swissrussianforum.org
Information: +41 79 507 53 84

Medienpartner:

DIE WELTWOCH



INSIDE WASHINGTON

Anonymus

Letzte Woche wartete die Zeitschrift *Atlantic Monthly* mit der explosiven Anschuldigung auf, Präsident Trump habe sich 2018 geweigert, den amerikanischen Friedhof Aisne-Marne ausserhalb von Paris zu besuchen. Und er habe die dort begrabenen Veteranen des Ersten Weltkriegs als «Verlierer» und «Trottel» bezeichnet. Der Bericht begann mit der aufreißerischen Behauptung «anonymer» Quellen, Trump habe «dem Regen die Schuld für seine Weigerung gegeben. Er habe gesagt, dass der Hubschrauber nicht fliegen könne und dass der Geheimdienst ihn nicht dorthin fahren würde. Beide Behauptungen [Trumps] sind nicht wahr.»

Die Mainstream-Medien gerieten in einen Rausch. Die linke Veteranengruppe Vote Vets schaltete innerhalb weniger Stunden eine Anzeigenattacke. Und Trumps Rivale, Joe Biden, beschimpfte den Präsidenten als «geradezu un-amerikanisch». Doch wie bei so vielen medienproduzierten Hysterien stellte sich der Vorwurf bald als falsch heraus.

Wie *Buzzfeed* mit Belegen nachwies, war der Hubschraubertransport tatsächlich von der Marine wegen des Wetters abgesagt worden. Trumps Erzfeind, der ehemalige nationale Sicherheitsberater John Bolton, bestätigte in seinen Anti-Trump-Memoiren, dass die Reise aufgrund von Wetterproblemen gestrichen worden war. Ein Dutzend derzeitige und ehemalige Beamte des Weissen Hauses widersprachen dem Bericht rundweg, darunter jener Mann, der Trump persönlich über die Planänderung informiert hatte. Kurz darauf räumte der Autor der ursprünglichen Beschuldigung auf CNN ein: «Ich bin sicher, dass all diese Dinge [die Wetterprobleme] wahr sind.»

Letzten Monat stellte das Umfrageinstitut Gallup fest, dass mehr als die Hälfte der Öffentlichkeit glaubt, die Reporter hätten die Fakten absichtlich falsch dargestellt. Die Epidemie der Fake News ist real.

Amy Holmes

Wehrlos im Luftraum

Die *Weltwoche* zerpfückt die Kampffjets. Der ehemalige Kommandat der Luftwaffe widerspricht. Es brauche die Flieger.

Markus Gygax und Hans-Peter Hulliger

«Wir können nur dann vom Rest der Welt die Achtung unserer Neutralität erwarten, wenn wir selbst bereit sind, diese notfalls mit Waffengewalt durchzusetzen. Pointiert gesprochen dürften wir als neutraler Staat die Armee erst dann abschaffen, wenn es alle anderen schon getan haben.»

Bundesrätin Micheline Calmy-Rey,
Rapport Gebirgsinfanteriebrigade 12
vom 17.1.2005 in Landquart

Die Schweiz versteht sich als unabhängiges, souveränes und neutrales Land, das bereit ist, sein Territorium und seine Freiheit mit allen verfügbaren Mitteln zu verteidigen. Auch aus völkerrechtlicher Sicht ist das Land verpflichtet, Territorium und Luftraum als integralen Bestandteil seiner Souveränität zu schützen und zu verteidigen. Unsere Verfassung verlangt den Schutz von Land und Bevölkerung durch unsere Armee (Art. 2), dazu zählt unabdingbar auch der Luftraum. Es gehörte deshalb seit je zum Selbstverständnis der Schweiz, gegenüber allen Staaten glaubwürdig klarzumachen, dass sie gewillt, aber auch fähig und bereit ist, das eigene Territorium und den eigenen Luftraum zu schützen und zu verteidigen.

Lichtblick Führungssystem

Nach dem Zweiten Weltkrieg gelang es bis Mitte der 1990er Jahre immer wieder, durch geeignete Beschaffungen eine glaubhafte und gutausgerüstete Luftverteidigung zu unterhalten – zuerst mit zirka 450 Kampfflugzeugen, die bis 1995 rund 330 stärkeren Maschinen wichen. Aufgebaut wurde ab 1965 auch eine integrierte Luftverteidigung, die Führungssystem, Kampfflugzeuge, bodengestützte Abwehr mit Kanonen und Lenkwaffen sowie die Infrastruktur mit Flugplätzen, Lenkwaffenstandorten und zugehöriger Industriebasis umfasste.

Jetzt aber ist unsere Luftverteidigung der heutigen und künftigen Bedrohungslage nicht mehr gewachsen, weil in den letzten 25 Jahren praktisch nur Abbau betrieben wurde. Ohne Erneuerung durch die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge haben wir ab 2030 keine Luftverteidigung mehr. Seit 1995 wurden zwar 34 F/A-18 eingeführt, diverse andere Mittel aber abgebaut,

die Hunter- und die Mirage-Flotten ausser Betrieb genommen, die Tigerflotte ein erstes Mal halbiert und ab 2020 nochmals, die Bloodhound-Lenk Waffen sowie die 20-mm-Fliegerabwehrkanonen ausser Betrieb genommen und die Flugplatzinfrastruktur auf einen Drittel zusammengestrichen. Einziger Lichtblick war 2004 die Inbetriebnahme des neuen Führungssystems Florako. Ohne die Beschaffung der im parlamentarischen Planungsbeschluss vorgesehenen neuen Kampfflugzeuge und Boden-Luft-Lenk Waffen bricht unsere Luftverteidigung zusammen. Die Schweiz würde im Luftraum wehrlos, damit könnten auch die Bodentruppen ihren Auftrag nicht mehr erfüllen. Der Verfassungsauftrag würde nicht mehr wahrgenommen.

Keine Trainingsflugzeuge

Natürlich muss sich die Sicherheitspolitik heute mit allen Bedrohungslagen auseinandersetzen. Neue Angriffsformen wie Cyberattacken, Terrorismus, hybride Kriegsführung ersetzen die alten aber nicht, nein, sie kommen einfach noch dazu! Das zwingt uns, auf alles vorbereitet zu sein. Es wäre gefährlich, die eine Bedrohung gegen die andere auszuspielen. Die Corona-Pandemie zeigt, wie katastrophal sich Versäumnisse und Unterlassungen auswirken. «In der Krise schaut jeder für sich», wie Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) sagte.

Alle Staaten in Europa mit einer glaubwürdigen Armee ersetzen zurzeit ihre Einsatzmittel durch Kampfflugzeuge, nicht durch Drohnen und schon gar nicht durch Trainingsflugzeuge. Wir treffen jetzt einen Entscheid für eine sehr lange Zeitspanne. Will die Schweiz ihre Unabhängigkeit wahren und ihren Beitrag zur europäischen Sicherheit leisten, dann braucht sie eine leistungsfähige Luftverteidigung. Wir müssen auch in Zukunft bereit sein, unsere Sicherheit und Freiheit selber zu gewährleisten, um damit auch die Grundlage zu schaffen für eine blühende Wirtschaft und für Wohlstand.

Markus Gygax ist früherer Luftwaffenchef und Pilot.
Hans-Peter Hulliger ist ehemaliger Projektleiter
Florako und Pilot.

Blankocheck für den Bundesrat

Nimmt das Parlament das Covid-19-Gesetz an, ist ihm Corona über den Kopf gewachsen.



Man sollte dem Bundesrat keine dunklen Absichten unterstellen. Er will kaum das Parlament verdrängen, das Volk übergehen, autokratisch die Führung im Land übernehmen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, dass er sich in den nächsten Monaten in einen Machtrausch hineinsteigern wird wie nach dem Zweiten Weltkrieg, als er seine Vollmachten partout nicht mehr abgeben wollte. Dennoch hätte man erwarten können, dass der Bundesrat beim sogenannten Covid-19-Gesetz mit grösserer Zurückhaltung ans Werk geht, als er es getan hat. Der schrille Protest, mit dem «Corona-Rebellen» seit Wochen gegen das Covid-19-Gesetz ankämpfen, hat durchaus Gründe und wird in der Sache auch von Juristen geteilt.

Die Vorlage mit dem sperrigen Titel, die das Parlament in diesen Tagen berät, soll die Corona-Notverordnungen, die der Bundesrat seit dem Frühjahr, direkt gestützt auf die Verfassung, erlassen hat, legitimieren; sie treten wegen Zeitablaufs sonst ausser Kraft. Gleichzeitig enthält das Gesetz eine ganze Reihe von Befugnissen, die die Regierung ermächtigen, bis Ende 2021, teils auch darüber hinaus, zu tun, was sie für nötig hält, um die Corona-Epidemie gesellschaftlich und wirtschaftlich zu bewältigen. So kann sie Arbeitgebern Schutzpflichten auferlegen, sie kann Kurzarbeit und Erwerbsausfall abändern, sie kann das Stundungswesen modifizieren, Heilmittel schneller zulassen oder Verfahrensfristen neu festlegen. Diese Regelungen weiterzuführen, die zum Gutteil in den Notverordnungen bereits verankert sind, mag teils nötig, teils sinnvoll sein.

Eine andere Frage ist, ob sich der Bundesrat hier nicht Kompetenzen zuschanzt, die dem Gesetzgeber zustehen. Das Covid-19-Gesetz sagt nämlich nur wenig aus. Sein Inhalt ist mehrheitlich dürftig, neben eher unbestimmten Delegationsnormen («Der Bundesrat kann ...») enthält es wenige klare Vorgaben, es deckt mit seiner Vagheit sehr viel ab. Das hat auch Folgen für die gerichtliche Anfechtung: Das Bundesgericht wäre an den übergrossen Spielraum, den das Covid-

Steht die Schweiz an einem staatspolitischen Scheidepunkt?

19-Gesetz der Regierung explizit einräumt, gebunden und könnte nur sehr eingeschränkt prüfen, ob der Bundesrat rechtlich nicht über die Stränge schlägt.

Mit dem Covid-19-Gesetz würde das Parlament der Regierung sozusagen einen Blankocheck rüberschieben für das, was sie in der Vergangenheit notrechtlich beschlossen hat, wie auch für das, was sie unter dem Titel der Epidemienbekämpfung möglicherweise noch beschliessen wird; was das sein wird, kann man nicht absehen. Das Covid-19-Gesetz würde den rechtlichen Sololauf des Bundesrates verlängern und es ihm erlauben, die nächsten Monate faktisch Corona-Gesetzgeber zu spielen. Und dies, obschon wir uns derzeit nicht in einer Notlage befinden und die staatlichen Institutionen allesamt handlungsfähig sind.

Geht es nach dem Bundesrat, soll das Parlament das Covid-19-Gesetz in der laufenden Ses-

sion beraten und dringlich verabschieden. Damit würde es sich das Parlament gar einfach machen. Es hätte andere Optionen zur Hand, es könnte nicht auf den Gesetzesentwurf eintreten, oder es könnte ihn an den Bundesrat zurückweisen mit dem Auftrag, den Erlass auf das wirklich Unabdingbare zu begrenzen. Es könnte sich mit anderen Worten daran erinnern, dass es selber der Gesetzgeber ist und seine Aufgabe nicht an den Bundesrat abschieben sollte, auch wenn dies Mehrarbeit bedeutet. Nimmt das Parlament das Covid-19-Gesetz hingegen tel quel an, zeigt es, dass ihm die Krise über den Kopf gewachsen ist.

Bei allen Vorbehalten gegenüber dem Covid-19-Gesetz hat man gleichzeitig den Eindruck, dass es sich teils um einen Stellvertreterkrieg handelt, der hier geführt wird, und dass sich die «Corona-Rebellen» auf das falsche Objekt einschiessen. Den eigentlichen Sündenfall aus ihrer Sicht hat das Parlament nämlich bereits mit dem Epidemienengesetz von 2012 begangen. Dieses erlaubt dem Bundesrat, so eingreifende Massnahmen wie eine Quarantänepflicht, ein Versammlungsverbot, Schulschliessungen oder ein Impfblogatorium anzuordnen.

Steht die Schweiz an einem staatspolitischen Scheidepunkt? In anderen europäischen Ländern ist es akzeptiert, dass die Regierung teils auch als Gesetzgeber fungiert und die beiden Gewalten nicht mehr klar getrennt sind. Die anstrengenden Corona-Monate haben diese Entwicklung vielerorts vorangetrieben und die Exekutiven auf Kosten des Parlaments, auf Kosten der Demokratie weiter gestärkt. Das sollte nicht der Weg sein, den die Schweiz geht.

Wie viel vom Wolf im Menschen drinsteckt

Der Verhaltensbiologe Kurt Kotrschal ist einer der anerkanntesten Erforscher des Wolfs. Seine Einsichten überraschen: Kein Tier sei dem Menschen ähnlicher.

Beat Gygi

Wie man es von der Gesellschaftspresse kennt, ist im Kanton Graubünden das Treiben der Wolfsfamilien ein öffentliches Thema. Am 24. Juli meldete das Jagd- und Fischereiamt: «Wie bereits länger vermutet, hat sich im Einzugsgebiet des Vorderrheins ein neues Wolfsrudel gebildet.» Diese neue, sechste Familie auf Bündner Gebiet erhielt die Bezeichnung Stagias-Rudel. Knapp zwei Wochen später kam die Meldung: «Im hinteren Albultal konnte durch die Wildhut Anfang August ein neues Wolfsrudel mit mindestens sechs Welpen bestätigt werden. Mit diesem neuen Wolfsrudel sind es jetzt sieben Wolfsrudel, welche mehrheitlich auf Bündner Boden beheimatet sind.»

Offensichtlich geht es jetzt rasch mit der Ausbreitung des Wolfs in den Schweizer Berggebieten, für viele überraschend schnell. «Passen Sie auf, da oben sind jetzt Herdenschutz-hunde, nicht angenehm, aber nötig zum Schutz der Schafe vor dem Wolf» sagt der Gastwirt zu den Wanderern, die sich aufmachen zur nächsten Alp. Fünfundzwanzig Jahre ist es her, dass die ersten Wölfe von Italien und Frankreich her in die Schweiz gekommen sind. Italien war weiterhin das einzige Land, in dem der Wolf bis in die 1970er Jahre nicht ausgerottet war. Aus dieser Reserve heraus begann sich die Population auszudehnen, nachdem die Tiere durch die Berner Konvention «zur Erhaltung der europäischen wildlebenden Pflanzen und Tiere und ihrer natürlichen Lebensräume» 1979 in Europa unter Schutz gestellt worden waren. Konkretisiert wurde der Schutz in der Schweiz im Jagdgesetz von 1986, über dessen Revision am 27. September abgestimmt wird.

Neuartige Konfrontation

Die Einwanderungsrouten der Wölfe führte durchs Wallis. Laut Dokumentationen der auf Wolfsbeobachtungen spezialisierten Stiftung Kora gab es 1994 erste Gerüchte über eine «bête du Val Ferret» im Wallis, es kam zu Serien von gerissenen Nutztieren in der Gegend, und 1996 wurde da dann erstmals ein Wolf fotografiert. Männliche Einzelgänger waren es, die in die neuen Gebiete vordrangen. Erst 2002 wurde das

erste Wolfsweibchen (genannt Fo1) im Grenzgebiet nachgewiesen, und es dauerte bis 2010, bis das erste Wolfspaar (bei Montana) beobachtbar war, das bald wegen Rinderrissen ohne Nachkommen abgeschossen wurde. Die Bildung von Wolfsfamilien in der Schweiz setzte 2012 ein, als im Calanda-Gebiet im Kanton Graubünden das erste Rudel mit den Eltern Fo7 und M30 entstand. Heute leben in der Schweiz um die hundert Wölfe in einem Dutzend Kantonen.

Immer drängender wird die Frage: Können Wolf und Mensch denn überhaupt gut zusammenleben? Wir fragen Kurt Kotrschal, einen der bekanntesten Wolfsforscher in Europa. Kotrschal, österreichischer Staatsbürger, ist

«Das Wort Raubtiere würde ich vermeiden. Wölfe sind Beutegreifer.»

Professor unter anderem für Verhaltensbiologie an der Universität Wien und Leiter der Konrad-Lorenz-Forschungsstelle, damit also Nachfolger des legendären Verhaltensforschers. Er ist zudem Mitbegründer des Wolfsforschungszentrums im österreichischen Ernstbrunn und hat rund 250 wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht, 2012 auch das Buch «Wolf – Hund – Mensch. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung».

«Was heisst <gut zusammenleben>?», fragt Kotrschal zurück. «Es gibt ja ganz unterschiedliche Interessen, die einen sind pro Wolf, die andern aus verschiedenen Gründen nicht sehr Wolf-affin.» Ablehnend sind vor allem Nutztierhalter und Jäger – und im Alltag veranschaulichen die Meldungen des Bündner Jagdamts bestens, was die Leute aufbringt. Allein im zurückliegenden August gab es zwanzig Meldungen über gerissene Tiere, etwa so: «Am 31. August 2020 hat ein Wolf auf der Alp Curtegn's 10 Schafe gerissen. Die Nutztiere waren ungeschützt.» Oder: «Am 11. August wurden 6 Schafe auf der Alp Gannaretsch durch einen Wolf gerissen. Die Herde war geschützt. Die gerissenen Schafe befanden sich ca. 1 km un-

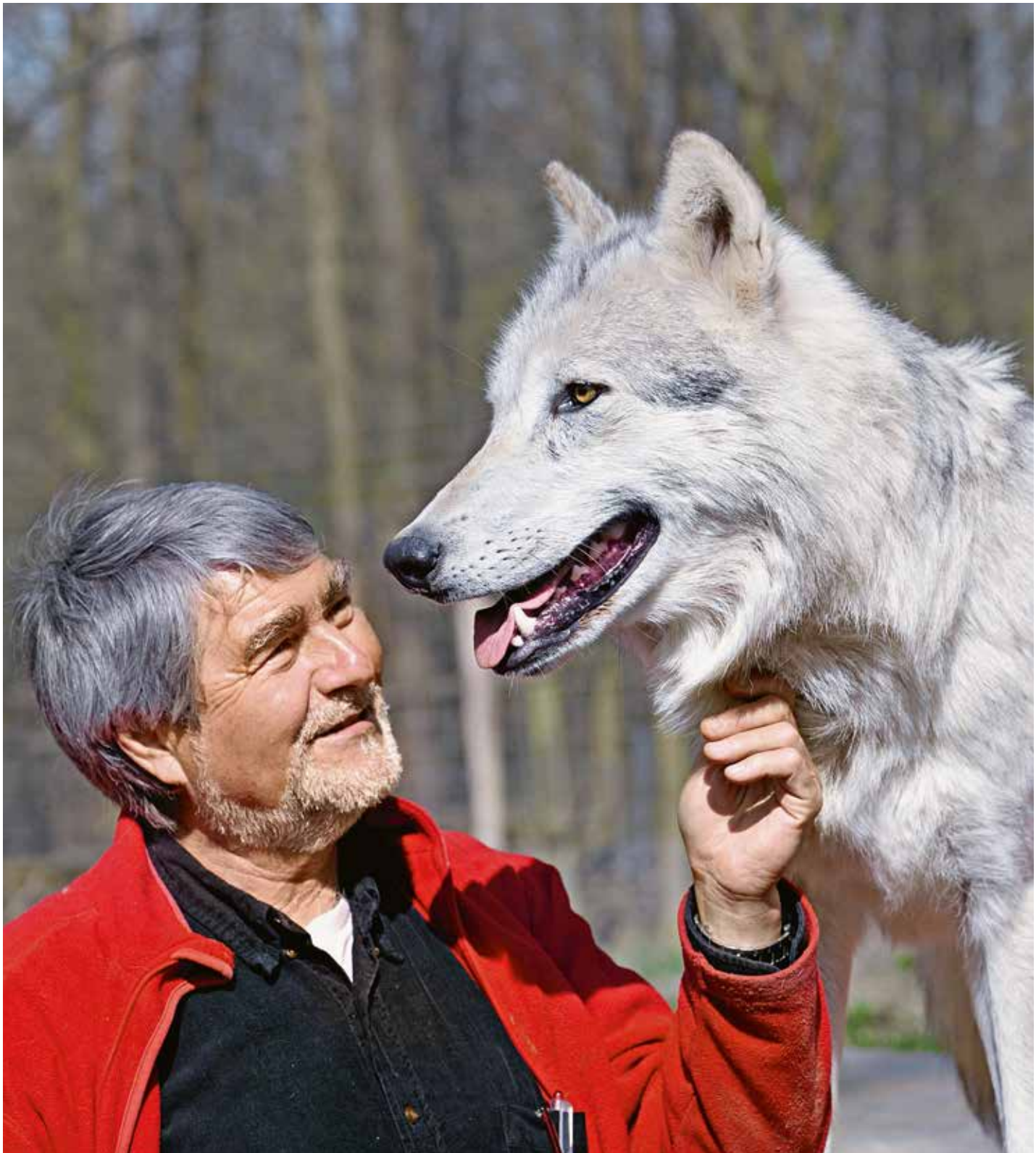
geschützt vom Pferch entfernt.» Die Grafik auf Seite 28 zeigt, dass es mit wachsender Zahl der Wölfe auch mehr (entschädigte) Verluste bei Nutztieren gab, wenn auch nicht eins zu eins.

Also anders gefragt: Sind Raubtiere mit unserem Leben in Zivilisation verträglich? «Das Wort Raubtiere würde ich vermeiden», sagt Kotrschal. «Raub ist eine menschliche Sichtweise und hat mit Tieren eigentlich nichts zu tun. Wölfe sind Beutegreifer. Klar, das Problem ist, dass sie nicht vegetarisch leben, gelegentlich ein Tier nehmen, und zwar nicht unbedingt tierschutzgerecht.» Wenn man Bilder sehe von Einbrüchen eines Wolfs oder mehrere Wölfe in eine Schafshaltung, bei denen nicht nur ein Schaf, sondern vielleicht zehn Tiere zum Teil grauenhaft verletzt wurden, dann könne man den Zorn der Tierhalter schon begreifen.

Mit Wölfen kopulierende Hexen

Aber aus diesem Verhalten auf eine besondere Mordlust der Wölfe zu schliessen, hält er für falsch. Die heutige Situation sei insofern speziell, als Schafe darauf gezüchtet würden, in der Herde zusammenzubleiben. Und dass nun ein ganzer Schafbestand mehr oder weniger passiv einem Angreifer gegenüberstehe und wenig unternehme, hätten Beutegreifer in ihrer Geschichte bisher eben nicht erlebt. Herausfordernd sei die neuartige Konfrontation aber auch für die Nutztierhalter, die vorher mehr als hundert Jahre lang ihre Schafe ohne Aufsicht hätten auf der Alp lassen können, jetzt aber plötzlich an Schutzmassnahmen denken müssten. Durch geeignete Massnahmen könne man Wölfen mehr oder weniger beibringen, geschützte Herden in Ruhe zu lassen.

Laut Daten des Kora-Netzwerks sind Wölfe etwa an 6 Prozent der gesamten Verluste bei Herden schuld. Kotrschal: «Die Verluste durch den Wolf werden in den Debatten oft übertrieben dargestellt, aber das Verhältnis des Menschen zum Wolf war ja immer schon nicht ganz rational.» Was heisst das? «Wölfe und Hunde sind seit jeher in erstaunlichem Ausmass unser wesensmässiges Alter Ego. Wir lieben und hasen sie, wir achten und verachten sie, aber kaum



Unglaublich anpassungsfähig: Forscher Kotschal mit seinem bevorzugten Studienobjekt.

jemand bleibt von ihnen unberührt.» So beginnt Kotschals Buch von 2012 über Mensch, Hund und Wolf. Im Gespräch fügt er an: «Die lange Tradition der Angst vor dem Wolf ist bei uns immer noch lebendig, sie schlägt sich etwa auch in Märchen nieder. Zum Teil stammt das aus dem Mittelalter und der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. Damals hatten die Wölfe kein Problem, aus den Toten auf den Schlachtfeldern und aus dem sonstigen Zerfall von Strukturen

ihre Vorteile zu ziehen, genau gleich wie die Raben.»

Und der katholischen Kirche habe der Wolf oft auch als Projektionsfläche für den Kampf gegen die heidnischen Strömungen gedient, die eine ausgeprägt positive Haltung gegenüber Wolf und Hund gehabt hätten. Das Bild von Hexen, die mit den Wölfen kopulierten, die Hysterie über Werwölfe, also Menschen, die sich in Wölfe verwandelten und deshalb verfolgt wurden –

all das sei unbewusst noch oft im Hintergrund, wenn die Furcht vor dem Wolf die Gemüter beschäftigt, bis hin zum «Wolf of Wall Street».

Muss man wirklich befürchten, dass Wölfe Menschen angreifen? Von der Lenzerheide ist überliefert, dass 1978 die Schulen geschlossen wurden, weil ein Wolf in Dorfnähe gesichtet worden sei. Und Roberto Schmidt, Walliser CVP-Nationalrat und Gemeindepräsident von Leuk, verteidigte 2010 den Abschuss eines

Wolfes damit, dass die Gefahr bestehe, dass die Tiere ihre Scheu verlören und in Menschenumgebung nach immer mehr griffen. Schmidt bekräftigte seine damalige Warnung: «Heute Rinder, morgen Kinder.» Kotrschal weist darauf hin, dass es zwar Belege für Wolfs-Todesopfer in früheren Zeiten in Europa gebe, dass aber heute das Risiko verschwindend gering sei, weil es in den Wäldern genügend Beute für den Wolf gebe. In Mitteleuropa sei die Dichte an Schalenwild wie Rehen oder Hirschen, aber auch an Wildschweinen und kleineren Tieren gegenwärtig so hoch wie nie zuvor.

Ob die Wölfe gegenüber Menschen im Grunde scheu oder frech seien, könne man nicht genau sagen, da gebe es erhebliche Variationen. Dass ein Wolf am helllichten Tag durch ein Dorf laufe, sei völlig normal; man könne nicht daraus ableiten, er habe seine Scheu vor den Menschen verloren. Auch das Argument, man müsse Wölfe dauernd beschossen, damit sie scheu blieben, sei nicht richtig. Fälle, in denen die Distanz zu den Menschen verlorengelange, hingen immer damit zusammen, dass die Tiere angefüttert wurden, aus Deutschland und Polen seien Beispiele bekannt.

Vergleichbare soziale Regeln

Dann macht Kotrschal eine Bemerkung, die einschlägt wie ein Blitz: «Wir können zwar noch nicht alles verstehen, aber was wir sehen, ist, dass es von der sozialen Organisation und von den mentalen Einstellungen her kein Tier sonst gibt da draussen in der Welt, das uns ähnlicher ist als der Wolf.» Mensch und Wolf seien Partner und Gegner seit Urzeiten. Vieles habe zwischen den beiden Parteien von Anfang an einfach gepasst. Wolf und Mensch seien sich viel näher als der Mensch und die genetisch ähnlicheren Menschenaffen: «Wolf und Mensch sind wahrscheinlich schon seit 35 000 bis 40 000 Jahren zusammen. Kaum waren unsere Vorfahren in Asien angekommen, begann dieses Bündnis.»

Wahrscheinlich habe zuerst das Spirituelle den Ausschlag für dieses Zusammenkommen

gegeben, nicht der Nutzegedanke. Es sei erwiesen, dass das Domestizieren von Tieren im Grunde immer zuerst spirituell unterlegt war. Der Mensch habe auch Ziegen, Schafe oder Rinder wohl nicht von Anfang an als Nutztiere angesehen. Ein Grund für die Partnerschaft mit dem Wolf liege sicher darin, dass Mensch und Wolf in vieler Hinsicht eine ähnliche Art hätten, sich zu verhalten, zu jagen, als sogenannte Laufjäger Beute zu machen, und sich in Gruppen ähnlich zu organisieren, vergleichbare so-

Hunde blicken zu uns hoch, während die Wölfe immer auf gleicher Augenhöhe bleiben.

ziale Regeln zu pflegen. In seinem Buch bringt er auch den Gedanken auf, dass die lange gemeinsame Geschichte unter anderem mit der gemeinsamen Evolution des Bioms, also einem gegenseitigen biologischen Aufeinanderabstimmen, zusammenhängen kann.

«Der Mensch ist am Wolf hängengeblieben», so Kotrschals Kurzfassung der langen gemeinsamen Geschichte – auch wenn mit der Zeit der Hund als domestizierte Form in den Vordergrund getreten sei. Vor etwa 30 000 Jahren habe sich der Hund genetisch vom Wolf zu trennen begonnen. Was sind die Unterschiede zwischen Wolf und Hund genau? «Alle Hunde stammen von Wölfen ab, und etwa 95 Prozent der Gene sind gleich, Hunde sind also zu 95 Prozent Wölfe, auch der niedliche Chihuahua», meint er. Paarungen von Hund und Wolf sind fruchtbar. Aber: «Der entscheidende Unterschied ist, dass der Hund bereit ist, uns Menschen zu respektieren, zu folgen und als dominierend anzuschauen. Hunde blicken quasi zu uns hoch, während die Wölfe hervorragende Kooperationspartner sein können, aber immer auf gleicher Augenhöhe.»

Wölfe seien auf Teilen eingestellt, und zwar auf ebenbürtigem Niveau mit dem Gegenüber.

«Für Wölfe ist es vollkommen klar, dass das Essen auf dem Tisch genauso ihres ist wie das der anderen.» Dies erklärt seiner Ansicht nach auch, warum man mit Hunden recht komfortabel leben könne, mit domestizierten Wölfen aber nur unter bestimmten Voraussetzungen.

Wölfe verhielten sich in wichtigen Aspekten wie Menschen. Freilandbeobachtungen zeigten, dass es innerhalb der Rudel so gut wie keine aggressiven Auseinandersetzungen gebe, da werde auf komplexe und nette Weise kooperiert, Wölfe töteten da andere Wölfe nicht. «Aber wenn es zu Konkurrenzkämpfen zwischen Rudeln kommt, dann gibt es Tote», sagt Kotrschal, und ähnlich sei es, wenn ein unwillkommener Einzeltier durchs Gebiet eines Rudels ziehe, der sei in Todesgefahr. Wölfe seien eben nicht nur nette Kooperationsstypen, sondern begegneten Gruppenfremden mit erheblicher Aggression bis hin zum Töten – wie man das bei Menschen ja auch beobachte. Kurz: nach innen auf Zusammenarbeit ausgerichtet, nach aussen Kriegergesellschaften.

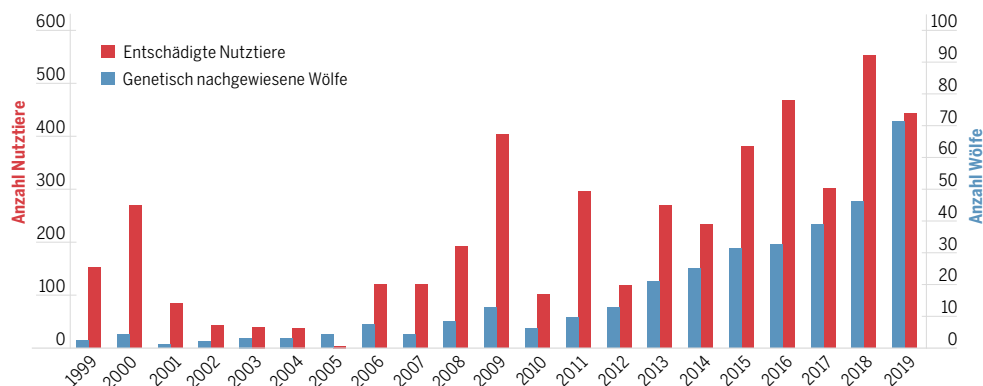
Wolfsrudel in Zürich?

Wo liegt die Grenze, ab welcher es in einem Territorium zu viele Wölfe gibt? Nach Kotrschals Erfahrungen können Rudel mit einer Wolfdichte von ungefähr sechs Wölfen pro 300 Quadratkilometer gut leben, plus/minus je nach Beutevorkommen. «Die Beutedichte bestimmt die Wolfdichte», so die Formel. «Wölfe vermehren sich relativ stark, mit Zuwachsraten von 20 bis 30 Prozent pro Jahr, aber wenn ein Rudel in einem Gebiet die Kapazitätsgrenze erreicht, nimmt es eine dichteabhängige Regulierung vor, hält es auch gebietsfremde Wölfe fern», sagt Kotrschal. Das heisse auch, dass das Abschiessen einzelner Tiere, wie es etwa in Frankreich zur Regulierung der Bestände betrieben werde oder wie es durch die Revision des Jagdgesetzes in der Schweiz erlaubt werden soll, kaum Auswirkungen auf die Sicherheit der Weidetiere habe. Das Rudel wachse wieder nach, ja oft sei die Störung der internen Ordnung sogar kontraproduktiv und erhöhe die Unsicherheit für Weidetiere.

«Wie viele Wölfe wir in einem Gebiet haben wollen, ist eine politische, keine biologische Frage», sagt Kotrschal. Man könne so fragen: «Wollen Sie Wölfe in den Vororten von Zürich haben?» Wenn man das verhindern wolle, müsse man wohl regulierend eingreifen, aber dann eher so, wie es in Alaska Praxis sei, indem man ganze Rudel abschiess, nicht Einzeltiere. Ist es realistisch, dass sich Wölfe sogar in Vorstädten etablieren? In Rom, so Kotrschal, sei der Wolf schon präsent. Und da gebe es erstaunlich wenig Konflikte, weil vor allem heruntergekommene Industriegebiete betroffen seien, in denen nicht Weidetiere als mögliche Beute exponiert seien, sondern vielmehr streunende Katzen und andere Tiere. Wölfe seien eben unglaublich anpassungsfähig.

Übergriffe auf Nutztiere

Anzahl nachgewiesener Wölfe im Vergleich mit der Anzahl getöteter Nutztiere, für die es eine Wolfsrissentschädigung gab



Die blauen Balken geben die Zahlen der nachgewiesenen Wölfe in der Schweiz an, rechte Skala. Die roten Balken zeigen die Anzahl getöteter Nutztiere, für die eine Wolfsrissentschädigung gesprochen wurde, abzulesen auf der linken Skala. Es ist zu beachten, dass die beiden Skalen unterschiedliche Massstäbe aufweisen.

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



Ein «geopolitisches Erdbeben» habe den Nahen Osten heimgesucht, schrieb *New York Times*-Kolumnist Thomas Friedman vor kurzem. Er bezog sich dabei auf die Ankündigung von Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten, die Beziehungen ihrer Länder zu normalisieren. Premier Benjamin Netanjahu und Kronprinz Mohammed bin Zayed, MbZ, hatten unter Supervision der Trump-Administration in jahrelanger Kleinarbeit das «Abraham-Abkommen» ausgehandelt, einen Friedenspakt, der endlich Sicherheit und Prosperität in eine von sektiererischen Leidenschaften und chronischer Gewalt umgepflügte Region bringen sollte.

Der Zorn der «arabischen Strasse» blieb aus: keine «Allahu akbar» schreienden Menschenmassen, keine brennenden Israel- oder Emirat- oder US-Fahnen, keine Kritik anderer arabischer Potentaten. Dies war ein Hinweis darauf, dass sich weitere arabisch-islamische Staaten nach über sieben Jahrzehnten des amtlichen Israel-Hasses dem neuen Kurs der Annäherung anschliessen würden. Neben Friedman mussten auch andere langjährige und illusionslose Beobachter der Gegend einräumen, dass hier «Geschichte geschrieben» werde.

Den materiellen Unterbau dieser Entwicklung lieferte ein energiestrategischer Wandel. Die USA sind dank neuen Förderungstechnologien wie Fracking zum führenden Erdölproduzenten aufgestiegen. Als Energie-Selbstversorger entfiel für sie die kostspielige Notwendigkeit, Weltpolizist spielen zu müssen, um den Fluss des lebenswichtigen Rohstoffs Öl aus fernen, leicht entzündbaren Stammesgebieten sicherzu-

stellen. Mit seinem Motto «America first» zog Präsident Trump die Konsequenzen aus dieser veränderten Lage und zwang damit die mehrheitlich sunnitischen arabischen Petro-Protektorate, sich auf eigene Kräfte zu besinnen.

Diese standen ohnehin schon unter Druck. Seit Jahrzehnten treibt ein feindlicher Verwandter, der Gottesstaat Iran, den Plan voran, ein schiitisches Imperium zwischen Hindukusch und Mittelmeer zu errichten. Terrormilizen werden ausgerüstet, ganze Länder destabilisiert. Das Unterfangen ist ruinös, das Volk blutet aus, doch gerade der Niedergang macht das Regime umso gefährlicher.

Die Mullahs in Teheran arbeiten fieberhaft am Bau einer Atombombe. Sie würde ihren Machtzerfall bremsen und ihnen ein ge-

Das emaskulierte Europa mit seinem Hang zum Appeasement war für die Emirate keine Option.

waltiges Erpressungsinstrument an die Hand geben. Und sie wären auch bereit, die Bombe zu zünden. Die chomeinistische Staatsideologie ist ein apokalyptischer, nihilistischer Kult. Seine Statthalter sind überzeugt, dass das ersehnte Reich der Rechtgläubigen aus dem Chaos und den Flammen der brennenden alten Welt hervorgehen werde.

Die Geschichte folgt keinen Gesetzen, keinem Sinn. Doch es gibt immer wieder Situationen, in denen ihr Lauf durch menschliches Eingreifen geändert werden kann. Voraussetzung dafür sind Akteure, die diesen Moment erkennen und die sich eröffnenden Möglichkeiten zu nutzen wissen:

1 — wie Trump, ein Mann ohne Vorurteile und Ideologie, dafür mit der Witterung und der Menschenkenntnis eines ehemaligen Immobiliencycoons, der sich mit Welt, Halbwelt und Unterwelt herumgeschlagen hat und nicht die Menschheit verbessern, sondern nur gute Deals abschliessen will;

2 — wie Netanjahu, ein Politiker mit untrüglichen Gespür für Macht, intelligent und flexibel, der intuitiv erfasst, wann man einlenken und wann man Härte zeigen muss;

3 — wie bin Zayed, der wohl klügste der arabischen Petro-Scheiche, der früh realisierte, dass die Golfstaaten neue Verbündete finden müssen, weil sie die Gefahren, die vom todessehnsüchtigen Teheran und sonstigen Radikalislamisten ausgehen, nicht alleine eindämmen können.

Das emaskulierte Europa mit seinem Hang zum Appeasement war für die Emirate keine Option. Die USA wiederum hatten sich unter Barack Obama, dessen naiver Atomdeal den Iran gestärkt hatte, als unzuverlässig erwiesen. Und ein möglicher Präsident Joe Biden würde dessen verfehlte Politik vermutlich wieder aufnehmen. Realistisch betrachtet kam nur ein Partner in Frage: Israel.

MbZs Allianz mit Jerusalem ist mutig, aber sie hat keine moralischen oder ideellen Gründe. Sie verdankt sich der Einsicht, dass Sicherheit und Handel lukrativer sind als Ressentiments und konfessionelle Vorlieben. Trägt dieser Pragmatismus dazu bei, den Albtraum eines nuklearen Nahen Ostens zu verhindern, dann verdienen dessen Protagonisten die moralische Krönung. Nicht die Gesinnung zählt, sondern das Resultat.

Schweiz à la carte

Weitgehend unbeachtet von der Öffentlichkeit, erleichtert die Personenfreizügigkeit auch die Zuwanderung aus Drittstaaten.

Hubert Mooser

Wenn EU-Bürger in einer Schweizer Gemeinde eine Aufenthaltsbewilligung beantragen, müssen sie dafür einen gültigen Pass und einen Arbeitsvertrag vorlegen. Gestützt darauf erhalten sie dank dem Abkommen über die Personenfreizügigkeit mit der EU/Efta eine Aufenthaltsbewilligung für die Dauer von fünf Jahren. Was weniger bekannt ist: Wo EU oder Efta draufsteht, steckt nicht immer EU oder Efta drin.

Im Extremfall wenden Einwanderungswillige illegale Mittel an, um von der Personenfreizügigkeit zu profitieren. Der Chef der Berner Fremdenpolizei, Alexander Ott, sagt, man könne echte EU-Pässe relativ einfach kaufen. «Darum ist es wichtig, dass die Ge-

Wie viele vermeintliche EU-Bürger jährlich erwischt werden, kann der Bund nicht sagen.

meinden alle Unterlagen und Dokumente genau prüfen, bevor sie eine Aufenthaltsbewilligung beim zuständigen Migrationsamt erwirken.»

Wie viele vermeintliche EU-Bürger aufgrund dieser Kontrollen jährlich erwischt werden, kann das Staatssekretariat für Migration (SEM) nicht sagen. Man werde darüber nicht systematisch informiert.

Weniger streng als in der Schweiz

Auch ohne illegale Mittel anzuwenden, kann man relativ leicht aus einem Drittstaat via Personenfreizügigkeit in die Schweiz einreisen und sich hier niederlassen. Wer zum Beispiel ein paar Jahre in Italien arbeitete, hat dort Anspruch auf die italienische Staatsbürgerschaft. Jugendliche bis achtzehn Jahre werden schon nach zwei Jahren eingebürgert. Auch in anderen Ländern ist die Einbürgerungspraxis weit weniger streng als in der Schweiz.

Wie viele EU-Bürger in der Schweiz aus einem Drittstaat stammen, ist unklar. Gemeindevertreter mutmassen, ihre Zahl sei relativ hoch. Jedenfalls sei zu beobachten, dass immer wie-

der Personen mit einem solchen biografischen Hintergrund in der Sozialhilfe landeten.

Ein Beispiel ist der 52-jährige T.M., der in einem kleinen Zürcher Städtchen lebt und jahrelang der Gemeinde auf der Tasche lag. Laut Pass ist er Norweger, stammt aber tatsächlich aus dem Kosovo. Seine Frau und die drei Kinder, die er im Rahmen eines Familiennachzuges in die Schweiz holte, sind als kosovarische Staatsbürger gemeldet. Pikantes Detail: Seine Wohngemeinde fordert derzeit von T.M. über 28 000 Franken an zu viel bezogener Sozialhilfe zurück.

Freizügig ins Sozialsystem

Die Personenfreizügigkeit ist ein Schlupfloch ins Schweizer Sozialsystem. Das hängt auch mit der Rechtsprechung der Schweizer Gerichte zusammen. Sie besagt, dass EU-Bürger eine Aufenthaltsbewilligung selbst dann erhalten, wenn diese nur einen Mini-Job haben und von Anfang an von der Sozialhilfe abhängig sind. Die Schweiz orientiert sich dabei an einem Urteil des Europäischen Gerichtshofs (*Weltwoche* Nr. 36/20).

Diese Praxis nützt auch all jenen, die sich mit gefälschtem EU-Pass in der Schweiz niederlassen. Dass unbekannt ist, wie viele Personen sich so Sozialhilfe erschleichen, liegt in der Natur der Sache.



Maier hat noch eine Spar-Idee...

Richterwahl: SVP im Abseits

Dass die Unparteiischen in der Schweiz faktisch einer Partei angehören müssen, mag irritieren. Doch juristische Entscheide bergen, ob es gefällt oder nicht, immer auch eine politische Komponente in sich. Dass sich Richter zu einer Grundhaltung bekennen, sorgt für Transparenz, die Vielfalt bleibt gewahrt. Die Alternative wäre ein Justizapparat, der sich, eigenmächtig und bar jeder Kontrolle, selber konstituiert. Die Richterwahl nach Parteiproporz ist das geringere Übel.

Das System funktioniert aber nur, solange die Parteien die richterliche Unabhängigkeit respektieren. Die SVP stellt dieses Prinzip zusehends in Frage. Ob es nun bloss ein Entwurf war oder bereits gelebte Praxis: Die «Ehrencharta» und das «Ehrengericht», mit denen die Zürcher SVP ihre Magistraten auf die Parteilinie trimmen wollte, liegen jenseits der roten Linie. In die gleiche Richtung zielen die Attacken gegen den unbotmässigen Bundesrichter Yves Donzallaz.

Zweifellos, es ist stossend, wenn ein Richter in Grundsatzfragen demonstrativ das Gegenteil vertritt von dem, was seiner Partei heilig ist. Doch mit der unverhohlenen Drohung einer Abwahl von Donzallaz schießt sich die SVP ins eigene Bein. Diesen Kampf kann sie nur verlieren.

Erstens ist es grundsätzlich dumm, Richter persönlich anzugreifen. Richter haben per definitionem immer recht, selbst wenn sie im Unrecht sind. Richter können sich nur gegenseitig neutralisieren. Bei jeder Attacke von aussen schliessen sie reflexartig die Reihen.

Zweitens liefert die SVP mit ihren plumphen Dressurversuchen jenen Kräften Munition, welche die Parteibindung schon lange aufheben wollen. Wenn die Wahl der Magistraten aber zur justizinternen Mausehelei verkommt, wird die bürokratie-, staats- und europakritische Grundhaltung der SVP schneller aus der Rechtsprechung verschwinden als die Gletscher aus dem Alpenpanorama.

Drittens verliert die SVP mit ihrer Forderung nach Parteigehorsam jede Attraktivität für Persönlichkeiten mit Format. Wer das Zeug zum Richter oder Staatsanwalt hat, lässt sich nicht gängeln. Dabei ist die Rekrutierung von geeignetem Justizpersonal schon heute ein Problem für die SVP, wie gerade der Fall Donzallaz zeigt.

Alex Baur

Alle wollten an das Märchen glauben

Der Zusammenbruch des Fintech-Unternehmens Wirecard zeigt, wie provinziell der deutsche Kapitalmarkt ist. Kritik war unerwünscht, Regulierungen sind die Antwort.

Christian Hoffmann

Luftbuchungen von zwei Milliarden Euro, frei erfunden: So gross war die Lücke in der Bilanz, die der Zahlungsdienstleister Wirecard im Juni bekanntgeben musste. Die Insolvenz folgte kurz darauf. Auf dem Höhepunkt war das Unternehmen mit 25 Milliarden Euro höher bewertet als die Deutsche Bank. Entsprechend schwer ist der Schaden. Die Wirecard-Pleite ist einer der grössten Wirtschaftsskandale der deutschen Nachkriegsgeschichte. Vor allem aber ist sie eine Blamage für den Standort Deutschland. Investoren, Börse, Aufsichtsbehörden, Politik oder Medien – kein relevanter Akteur auf dem nationalen Parkett macht im Rückblick auf das Debakel eine glückliche Figur. Der vermeintliche Wirtschaftsmotor der Europäischen Union wirkt vor allem: provinziell.

Wirecard galt als Shootingstar der deutschen Start-up-Szene. 1999 gegründet, figurierte das Unternehmen schon 2018 im DAX, dem Deutschen Aktienindex der dreissig grössten Unternehmen des Kapitalmarkts. Mit neunzehn Lebensjahren als Teenager auf Augenhöhe mit Siemens, Daimler und Allianz, ein Wirtschaftsmärchen. Von 2005 bis 2018 stieg der Umsatz von etwa 40 Millionen Euro auf über 2 Milliarden, und, für ein Start-up ungewöhnlich, der Gewinn hielt Schritt.

Wirecard wurde so zum Helden gleich zweier bedeutsamer Arenen: der Start-up- und der Finanzszene. EU, Bund, Länder und Kommunen bemühen sich seit Jahren, auch in Deutschland ein kleines Silicon Valley entstehen zu lassen. Anders als in Kalifornien, werden hierfür vor allem öffentliche Förder- und Finanzierungsmassnahmen erlassen. Umso wichtiger sind Erfolgsgeschichten wie etwa Zalando, Delivery Hero oder eben Wirecard.

Die Frankfurter Finanzszene setzt im deutschen Start-up-Fieber vor allem auf Fintech, Jungunternehmen, die mit digitalen Technologien Finanzdienstleistungen modernisieren. Das verspricht Optimismus, eine Alternative zur Leidensgeschichte der einstigen Finanzriesen Deutsche Bank und Commerzbank. Wirecard sollte zeigen: Die Deutschen «können» Fintech. Zu einer erfolgreichen Lüge gehören immer



Grosse Lügen entfalten Wirksamkeit.

zwei: der Lügner und derjenige, der belogen werden will. In Deutschland wollte man an die Lüge Wirecard glauben. Nur so lässt sich die Hartnäckigkeit erklären, mit der sich Investoren, Behörden und Medien dem Verdacht verweigerten, der Erfolg könnte auf Sand gebaut sein.

Kopfschütteln im Ausland

Schon 2008 hatte die Schutzgemeinschaft der Kapitalanleger dem Unternehmen Bilanzmanipulationen vorgeworfen. Dummerweise spekulierten Vertreter der Schutzgemeinschaft zugleich gegen die Wirecard-Aktie. Das Unternehmen ging aggressiv gegen seine Kritiker vor, die am Ende zu Haftstrafen verurteilt wurden. Das Muster wiederholte sich: Immer wieder warfen Investoren und Medien, vor allem aus dem Ausland, Fragen zur Wirecard-Bilanz auf. Immer wieder resultierten Kurseinbrüche, Klagen durch das Unternehmen und Untersuchungen der deutschen Behörden – gegen die Kritiker, nicht gegen das Unternehmen.

So ging das Bundesamt für Finanzaufsicht gegen die Berichterstattung der angesehenen *Financial Times* vor, die in mehreren Beiträgen intransparente Wirecard-Transaktionen insbesondere in Asien kritisierte. Die Finanzaufsicht verbot für zwei Monate Leerverkäufe der Wirecard-Aktie zur Spekulation auf fallende Aktienkurse. Eine unmissverständliche Schutzgeste, die im Ausland Kopfschütteln auslöste.

Lang ist die Liste deutscher Investoren, Journalisten und Politiker, die sich von Wirecard an der Nase herumführen liessen – bis hinauf zu Bundeskanzlerin Merkel, die sich in China für das Unternehmen starkmachte. Eine wichtige Rolle spielte dabei das schiere Ausmass krimineller Energie des Wirecard-Vorstandes, der mit verblüffender Chuzpe aggressiv sein Lügengebäude verteidigte. Er folgte damit einem Diktum der Propaganda, wonach gerade grosse Lügen Wirksamkeit entfalten können: Anständige Zuhörer können sich nicht vorstellen, dass jemand dreist genug für eine so gewaltige Lüge sein könnte.

Neben purer Dreistigkeit scheint Wirecard auch dem *home bias* in die Hände gespielt zu haben, also der oft irrationalen Neigung, überproportional in einheimische Aktien zu investieren. Deutschen Investoren, Medien und Aufsehern widerstrebt es in diesem Sinne lange, an einen handfesten Betrugsskandal vor der eigenen Nase, am biedereren, sauberen, eng regulierten deutschen Kapitalmarkt, zu glauben. Eine in Deutschland verbreitete Abneigung gegen den «entfesselten Kapitalismus» angelsächsischer Prägung könnte der von Wirecard behaupteten Verschwörung britischer Finanzjournalisten und Spekulanten zudem unverdienter Glaubwürdigkeit verliehen haben.

Typisch deutsch fallen auch die Reaktionen auf das Debakel aus: Die Politik ruft nach schärferen Gesetzen und mehr Personal für die Aufsichtsbehörden. Zweifel an der Wirksamkeit der Massnahmen sind berechtigt: Auf Anfrage der Grünen gab das deutsche Finanzministerium nämlich bekannt, dass Mitarbeiter der Finanzaufsicht in den achtzehn Monaten bis Ende Juni 2020 mit keiner Aktie so intensiv spekulierten wie mit der von Wirecard.

Die Staatsanwaltschaft München ermittelt derweil weiter wegen des Verdachts der Marktmanipulation – gegen die Journalisten der *Financial Times*. Noch ist der Vorhang also nicht gefallen für die Provinzposse Wirecard.

Christian Hoffmann ist Professor für Kommunikationsmanagement an der Universität Leipzig.

In die Falle getappt

Eine Medienkampagne brachte den Wattwiler Amtsarzt Rainer Schregel um Amt und Arbeit. Er hatte zu laut über Corona nachgedacht.

Alex Baur

Rolf Cavalli, Chefredaktor der *Aargauer Zeitung* und Online-Chef von CH Media, eröffnete die Treibjagd persönlich. Am 8. August schrieb er einen Bericht über ein angebliches Netz gefährlicher «Corona-Leugner», dem auch der Facharzt für Allgemeine Innere Medizin und Amtsarzt Rainer Schregel aus Wattwil SG zuzurechnen sei. Auf Facebook soll Schregel dubiose «Anti-Corona-Links veröffentlicht» haben. Noemi Heule vom *St. Galler Tagblatt*, das dem CH-Media-Konglomerat angehört, nahm den Ball des Mutterhauses auf und konfrontierte Schregel umgehend per E-Mail mit einem Fragekatalog.

Der 56-jährige Arzt schloss aus den aggressiven Fragestellungen, dass er nichts Gutes von Heule zu erwarten hatte. Er hielt lediglich fest, dass seine Kritik an der Corona-Politik privater Natur sei, als Arzt respektiere er die gültigen Richtlinien. Schregel hatte die Lage richtig eingeschätzt. Unter dem Titel «Amtsarzt, Skeptiker, Coronaleugner» bezichtigte ihn Journalistin Heule in einem ganzseitigen Bericht der «Pseudowissenschaft». Schregel, so der pauschale Vorwurf, berufe sich auf «schummrige» Quellen und rede mit dubiosen Medien wie dem «Garagensender» Stricker-TV.

Angriff auf die Existenz

Inhaltlich setzte sich der Artikel gar nicht erst mit den Positionen des Arztes auseinander. Der Angriff zielte, ganz im Sinne der *cancel culture*, direkt auf die Existenz. Schregels Kritik an der Corona-Politik wird gedeutet als Reputationsrisiko für seinen Arbeitgeber, die Praxis-Kette Medbase, welche zum Migros-Konzern gehört. Medbase distanzierte sich umgehend «mit aller Vehemenz von den politisch inkorrekten Aussagen» ihres Mitarbeiters. In der Empörung liess sich Schregel nun zu einem geharnischten Kommentar auf Facebook hinreissen, der im Satz gipfelt, Hitlers Propagandaminister Goebbels hätte Noemi Heule wohl als «mein kleines Mädchen» gelobt.

Nach zwei Stunden löschte Schregel die Message, später entschuldigte er sich in aller Form für die Entgleisung. Doch der Arzt sass in der

Falle. CH Media selbst sorgte dafür, dass die deplatzierten Sätzlein auf allen Kanälen über das ganze Land verbreitet wurden. Am 15. August konnte der Verbund via *Schweiz am Wochenende* vermelden, was im Branchenjargon als Abschuss bezeichnet wird: «Hetze kostet Hausarzt den Job». Der Kanton St. Gallen und die Medbase-Gruppe haben Schregel gefeuert, fristlos. Die Standeskommission kündigte eine Untersuchung an und teilte mit: «In erster Linie geht es um sein Verhalten gegenüber Journalisten.»



Kritik an den Einschränkungen der Freiheitsrechte: Hausarzt Schregel.

Dabei verfügte Rainer Schregel über einen tadellosen medizinischen Palmarès. Am 31. März stellte ihm Medbase noch ein Zwischenzeugnis aus, das seine fachlichen und menschlichen Kompetenzen, seinen Einsatz für die Patienten und seine Teamfähigkeit in den höchsten Tönen lobt. Der gebürtige Deutsche hatte sein Studium 1995 in Düsseldorf abgeschlossen und nach seiner Facharztausbildung während zehn Jahren eine Praxis für Onkologie und Palliativmedizin geleitet. Diverse Einsätze in Afrika zeugen von seinem sozialen Engagement.

2013 übernahm Rainer Schregel die darbende Hausarzt-Praxis in Wattwil und brachte diese auf Vordermann. Er habe sich für die Schweiz entschieden, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*, weil er das in Deutschland herrschende Klima der Intoleranz zusehends als beengend empfunden habe. Er habe sich hier schnell ein-

gelebt. Die Funktion als Amtsarzt im Toggenburg machte nur einen sehr kleinen Teil seines Pensums aus. Nebenbei wirkte er auch als Hausarzt in Alters- und Pflegeheimen.

Am Anfang der Corona-Krise, als man noch wenig über das Virus wusste, fand Schregel die Politik des Bundesrates vernünftig. Seine Kritik setzte erst Ende April ein, als von einer Überlastung der Spitäler oder einer Übersterblichkeit keine Rede mehr sein konnte. Seine Kommentare auf Facebook waren bisweilen scharf, aber durch Quellen belegt. Als praktizierender Arzt kennt er das immense Leid, welches irrationale Ängste, die soziale Isolation und nicht zuletzt auch die wirtschaftlichen Folgen des Corona-Regimes verursachen.

Mehrheitsfähig bei Hausärzten

Schregel hat die potenzielle Gefahr von Coronaviren nie «geleugnet». Sein hauptsächlicher Kritikpunkt betrifft die sogenannten PCR-Tests. Diese seien an sich «eine grossartige Sache», wiederholte er immer wieder, wenn man sie richtig interpretiere. Die Tests besagen nämlich bloss, ob jemand Kontakt mit dem Virus gehabt haben könnte, jedoch nichts darüber, ob die betreffende Person tatsächlich infiziert ist und die Infektion weiterverbreiten kann. Neuere Untersuchungen zeigen, dass die natürliche Immunität der meisten Menschen gegen Sars-CoV-2 massiv unterschätzt wurde. In Anbetracht der realen Gefahr sind die Einschränkungen der individuellen Freiheitsrechte seiner Meinung nach völlig unverhältnismässig, wenn nicht sogar kontraproduktiv.

Mit diesen Ansichten ist Rainer Schregel keineswegs ein Exot unter den Medizinern. Hört man sich unter den Hausärzten um, dürfte seine Haltung sogar mehrheitsfähig sein. Was sie im Covid-Winter an Erkrankungen beobachteten, unterscheidet sich kaum von jeder strengen Grippe-Saison. Nur werden sie sich davor hüten, das laut zu sagen. Wer bei diesem politisch vergifteten Thema seine Meinung äussert, muss sich auf Ungemach gefasst machen. Unter Umständen riskiert er damit sogar seine Existenz, wie der Fall von Rainer Schregel zeigt.

Scherzartikel aus dem Gericht in Zug

Das Urteil in Sachen Jolanda Spiess-Hegglin ist mehr als ein Witz. Es ist eine Groteske.



Heute wird es heiter. Es geht um das neuste Gerichtsurteil zur Causa Spiess-Hegglin. Wir starten denn mit einem alten Witz.

Frage: Wie verliert man und wie gewinnt man vor Gericht? Man verliert, wenn man das Gesetz gut kennt. Man gewinnt, wenn man den Richter gut kennt.

Damit sind wir in Zug. Dort legte Kantonsgerichtspräsident Werner Staub letzte Woche ein absonderliches Urteil vor. Er verbot der *Tages-Anzeiger*-Journalistin Michèle Binswanger präventiv, ein Buch über die wichtigsten Elemente der Zuger Sexaffäre von 2014 zu schreiben.

Die wichtigsten Elemente führt das Urteil wörtlich auf. Es sind das «Sexualverhalten» und der «Alkoholkonsum» von Jolanda Spiess-Hegglin, der damaligen grünen Kantonsrätin aus Zug. Das Kantonsgericht Zug bestätigte damit eine superprovisorische Verfügung vom Mai. Spiess-Hegglin forderte ein Schreibverbot für die Journalistin, das Gericht gab ihr recht und begründete das mit Persönlichkeitsschutz.

Und jetzt wird es skurril: Wer verfasste die superprovisorische Verfügung im Mai? Richter Werner Staub. Und wer entschied nun im zweiten Urteil, ob diese superprovisorische Verfügung gesetzmässig war? Wieder Richter Werner Staub.

Welche Überraschung. Der Richter fand sein eigenes Urteil gut.

Noch lächerlicher wird die Sache, wenn man die Urteilsbegründung von Richter Staub liest. Für ihn ist Spiess-Hegglin kein journalistisches Thema. Es sei «fraglich», sagt er, ob «noch ein Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit an ihren Aktivitäten besteht».

Solche Weltfremdheit ist bizarr. Der Fall Spiess-Hegglin, weil ungeklärt, ist der nachhaltigste Hype unserer Mediengeschichte. Es gibt über dreitausend Medienberichte dazu.

Der Hauptgrund dafür ist Spiess-Hegglin selbst. Seit 2014 bewirtschaftet sie ihre Opferrolle mit einer permanenten Medienkampagne. Von TV-Kameras liess sie sich über Jahre begleiten, Zeitungsinterviews gab sie bis heute im Dutzend, auch in den sozialen Medien ruft sie die Sexaffäre ständig in Erinnerung.

Ihre beste PR-Plattform ist derzeit der Verlag CH Media mit seinen zwei Dutzend Zeitungen. Pascal Hollenstein, der publizistische Leiter des

Der Fall Spiess-Hegglin, weil ungeklärt, ist der nachhaltigste Hype unserer Mediengeschichte.

Hauses, ist quasi ihr Pressesprecher. Mit ihm spricht sich Spiess-Hegglin andauernd ab und lanciert über seine Kanäle jeweils die neusten Versionen ihrer Opfer-Strategie.

Kantonsrichter Staub stört solch ständige Selbstdarstellung von Spiess-Hegglin nicht. Daraus «darf nicht geschlossen werden, sie sei mit einer weiteren Durchleuchtung dieser Angelegenheit einverstanden». Hegglin-Stories, sagt somit das Gericht, sind nur zulässig, wenn darin einzig ihre Version aufscheint. Bei Journalistin Binswanger aber war das nicht sicher. Richter Staub verdächtigt sie im Urteil, «dass sie beabsichtigt, tiefer zu gehen», also zu recherchieren. Damit fiel sie bei seiner Gesinnungsprüfung durch und bekam ein Buchverbot.

Und nun kommt ein noch besserer Gag. Es ist die Passage, in der sich Richter Staub zum obersten Medienwächter der Nation aufschwingt. Zuerst erkennt er, dass die Zuger Sexaffäre «medial wohl bereits ausreichend beleuchtet wurde». Schluss darum mit unnötigem Journalismus.

Dann wendet sich der Richter an Journalistin Binswanger und gibt ihr einen guten Rat: «Es dürften sich ausreichend andere Themen finden, über welche sie berichten könnte.»

Fassen wir zusammen. Ein Gericht entscheidet, worüber Journalisten schreiben dürfen. Es entscheidet, ob Journalisten recherchieren dürfen. Es entscheidet, mit welcher Gesinnung Journalisten schreiben dürfen. Es entscheidet, wann genug geschrieben ist.

Wenn das Pressefreiheit ist, dann ist die Pressefreiheit in der Schweiz tot.

Das Urteil geht nun in die nächste Instanz. Es geht ans Obergericht in Zug. Dort aber hat man von Jolanda Spiess-Hegglin eine unbefangene Meinung als Kantonsrichter Staub.

Bereits beim Prozess von Spiess-Hegglin gegen den *Blick* beschrieb sie das Obergericht als ständige Scharfmacherin in eigener Sache. Sie habe «erheblich dazu beigetragen», dass der «Medienhype anhielt».

Es ist darum zu erwarten, dass das Obergericht in Zug das absurde Urteil von Kantonsrichter Staub deutlich korrigieren wird.

Zuletzt wird, weil der Fall so grundsätzlich ist, voraussichtlich das Bundesgericht entscheiden. Dort wird dieser groteske Zuger Angriff auf die Pressefreiheit dann wohl endgültig begraben.

Warum ich heute auf eine akademische Laufbahn verzichten würde

Die Schweizer Universitäten haben den Anschluss an die internationale Spitze verloren. Ich sehe sieben Gründe für diese bedauerliche Entwicklung.

Silvio Borner

Dankbar blicke ich zurück auf eine fünfzigjährige Tätigkeit als Lehrer und Forscher an den Universitäten Yale, St. Gallen und Basel. Ich genoss eine Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie heute kaum mehr möglich sind. Stünde ich nochmals am Anfang meiner Karriere, würde ich mich wohl gegen eine akademische Laufbahn entscheiden, zumindest in der Schweiz.

Was ist schlechter geworden? Weltweit dominieren die angelsächsischen Universitäten die Ranglisten – vor den asiatischen. Von den kantonalen Hochschulen liegen (gemäss *Times Higher Education*) nur Zürich (90) und Basel (94) noch knapp unter den besten 100. In anderen Rankings schneiden Schweizer Universitäten (ausser den technischen Hochschulen) noch schlechter ab. Nach meiner Erfahrung sind sieben Fehlentwicklungen dafür verantwortlich.

1. Politisch-moralische Korrektheit — Linksgrüne Ideologie dominiert die Inhalte, vor allem im sozialwissenschaftlichen Bereich. Ein Basler Soziologe hat Integrationskurse für Schweizer gefordert, ein anderer «Betteln als Menschenrecht» deklariert. Einer der wenigen nicht linkslastigen Schweizer Historiker lehrt in Oxford und hätte in Zürich keine Chance gehabt. Der Öko-Sozialismus ist dogmatischer als der Marxismus, den wir als Doktoranden offen diskutierten. Wenn eine Greta aufruft, «der Wissenschaft zu folgen», werden Stimmen gegen den Mainstream zu «Leugnern». In der Wissenschaft geht es aber weder um absolute Wahrheiten noch um Glauben.

2. Bürokratie von oben — Die Universitäten sind schon auf der obersten Ebene politisiert. Die Bürokratie nimmt sich immer mehr Themen an, die mit Wissenschaft nichts zu tun haben (wie das Essen, «sozial gerechte» Stipendien oder Leistungsbewertungen). Gleichzeitig verlieren die Fakultäten Handlungsspielraum bei Unterricht, Prüfungen und auch Doktoranden. Als Hauptreferent betreute ich fünfzig Kandidaten, die alle abschlossen, und zwar ohne Beratungs- und Begleitteams.



Abweichler werden diffamiert und ausgeschlossen: Ökonom Borner.

3. Herrschaft von Peer-Review — Lehre spielt nur noch eine zweitrangige Rolle, weil Forschung, zumindest auf dem Papier, alles dominiert. Dabei zählen Bücher kaum mehr, obwohl in der Ökonomie alle grossen Ideen in Büchern verbreitet wurden. Entscheidend sind heute Artikel in Zeitschriften, welche die Peer-Review kennen, also eine vorgängige Begutachtung durch Fachleute. Das führt zu extremer Spezialisierung, aber auch zu Klüngeln von Gleichgesinnten, die sich gegenseitig portieren und die breite Leserschaft ignorieren. Nachwuchskräfte konzentrieren sich nur noch auf Publikationschancen und überlassen die politischen Debatten den Soziologen oder Politologen.

4. Personalpolitik — Berufungen finden aus finanziellen Gründen meist auf der Ebene der Assistenzprofessuren statt, mit einer mehr oder weniger automatischen Beförderung. Dabei stützt man sich auf interne Beurteilungen

sowie Frauenquoten. Einen männlichen Ordinarius zu berufen, ist praktisch unmöglich. Berufungen aus dem Ausland konzentrieren sich auf Deutschland. Echter Wettbewerb fehlt.

5. Dominanz weicher Fächer — Anders als in den USA, Grossbritannien und vor allem Asien entscheiden sich in der Schweiz viele junge Leute für das Studium einer Geistes- oder Sozialwissenschaft. Dadurch haben diese Fächer an den Universitäten ein grosses Gewicht, obwohl sie intellektuell relativ weich und auf dem privaten Arbeitsmarkt benachteiligt sind. Das hat politische Effekte: Wenn Akademiker relativ stark grün- und linkslastig wählen und abstimmen, handelt es sich dabei meist um Geistes- oder Sozialwissenschaftler, die von der Sache, zum Beispiel in Klima-, Energie-, Gesundheits- oder Steuerfragen, weniger verstehen als Fachleute.

6. Staatliche Forschungsfinanzierung — Private Forschungsfinanzierung weckte schon immer den Verdacht auf Beeinflussung der Fragen und vor allem der Antworten. Doch die Staatsfinanzierung vor allem politischer Projekte ist viel problematischer. Man schafft so einen Filz aus Politik, Bürokratie, Forschungsstätten und Profiteuren. Beispiele dafür sind die Nationalen Forschungsprogramme 70/71 und das Bundes-Energieförderprogramm SCCER/CREST. Deren Arbeiten sind wissenschaftlich verbrämte Propaganda für die Energiewende.

7. Bedrohte Meinungsäusserungsfreiheit — Anders als in Diktaturen landen Abweichler in der Schweiz nicht im Gefängnis. Doch sie werden diffamiert und ausgeschlossen, intern wie extern. Die *cancel culture* ist auch bei uns angekommen. Ein Redeverbot habe ich zwar nicht erleben müssen, einen Logo-Entzug für eine ausgewogene Tagung zur Energiewende jedoch schon, und zwar an der eigenen Fakultät, deren Gründungsdekan ich bin.

Silvio Borner ist emeritierter Professor für Ökonomie der Universität Basel.

KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Blaue Stunde zum *sunset* am Santa-Monica-Pier. Liebespaare umarmen sich – mit blauen Masken. Am Wochenende sprenkeln eine Million Menschen die Strände am Pazifik – aber mit Maske to go. Die Kinos sind immer noch zu.

Die 93. Vergabe der Oscars ist auf den 25. April 2021 verschoben. Online-Filme sind willkommen. Alles ist anders. Hollywood ist maskiert. Hollywood ist frustriert. Hollywood in der Wartewürgeschleife von Corona.

Der Action-King Hollywoods, Dwayne Johnson (48, «Jumanji»), gesteht auf Instagram («The Rock», 196 Millionen Abonnenten!), dass sich seine ganze Familie mit Corona infiziert hat (Frau und zwei Baby-Töchter). Obwohl er in seiner *Luxusbubble* überall Masken trägt. «Es war eine der herausragendsten und schwierigsten Situationen, die wir als Familie erdulden mussten. Schlimmer, als verletzt zu werden oder pleite zu sein, was ich ein paar mal war.»

Wenn der Herkules von Hollywood (118 Kilo) verwundbar und ansteckbar ist, zittert jeder. Übrigens hat sich auch Thriller-Gigant Dan Brown (56, «The Da Vinci Code») infiziert.

Hollywood ist das *land of the flea*, das Land der Flüchtigen. Wer kann, steigt in seinen Privatjet und fliegt zu den Zweit- oder Dritt- villen auf dem Land. (Studie: Im Mini-Jet hat man nur mit acht Personen Kontakt – im normalen Jet mit 1045!)

Hollywood-Prinz Brad Pitt, 56, flog in sein Weinschloss Château Miraval (70 Millionen Dollar) – mit dem deutschen *Elle*-Fotomodell Nicole Mary, 27 (verheiratet mit dem Berliner Kultgastronomen Roland Mary). Nach der Premiere von «Once Upon a Time in Hollywood» war Brad mit Leo DiCaprio und Quentin Tarantino in Berlin durch die Nacht gezogen. Nicole gab ihm ihre Handynummer.

Brad ist Single mit laufender Scheidung von Angelina Jolie (sechs Kinder).

Hollywood schielt nach Venedig zum mutigen 77. Filmfestival (2700 Bewerbungen). Es gibt Maskenpflicht im Kino, Temperaturcheck-Pistole – aber keine US-Superstars.

Eine weiße Mauer schirmt die Fans vom roten Teppich ab. US-Film-Manager machen in L.A. einen 150-Dollar-Corona-Test und dürfen dann einfliegen. Tickets gibt's nur online (jeder zweite Platz ist leer). Jury-Chefin Cate Blanchett, 51, jettete aus der Quarantäne in Australien ein und lacht: «Ich bin froh, mich wieder mit Erwachsenen zu unterhalten – statt mit Kindern und Schweinen.» Oscar-Star Tilda Swinton bekam den Goldenen Löwen für ihr Lebenswerk – mit 59. Sie dankte mit einer Liebeserklärung ans Kino: «Kino ist mein Glücksplatz! Mein wahres Mutterland. Kinofans sind der Stamm- baum meines Herzens.» Eine sterbende Stadt verleiht Hoffnung. Venedig stirbt nie – und das Kino auch nicht.

Tom Cruise, 58, schlich sich winkend mit schwarzer Maske in London in den

200-Millionen-Dollar-Thriller «Tenet» von Kultregisseur Christopher Nolan («Batman») und strahlte: «Big movie. Big screen. I loved it!» Corona-Schutz-Kinos wirken wie leere Flugzeuge mit einigen überlebenden Passagieren. «Tenet» ist rätselhaft, unverständlich, mit überwältigenden Szenen und ohrenverwirrendem Soundmix («5.1») – und mit juchzenden Kritiken.

Rettet «Tenet» das Kino? Kinokasse am ersten Wochenende in 41 Ländern: 55 Millionen Dollar.

Jetpilot Tom Cruise flog weiter nach Norwegen, um «Mission: Impossible 7» (Start: November 2021) zu Ende zu drehen. Um seine Crew vor Corona zu schützen, mietete er für einen Monat zwei Hurtigruten-Schiffe (500 000 Euro). Das ist Hollywood in Action.

Das nächste Mini-Hollywood ist das Toronto International Film Festival. Es startet ohne Live-Promis – nur Kanadier sind erlaubt. Aber Oscar-Star Kate Winslet (44, «Titanic») wird via Zoom zugeschaltet – von ihrem Landhaus bei London. «Es ist toll! Ich kann barfuss bleiben und muss kein Kleid tragen, das mich krank macht. Ich kann ein Glas Wein trinken, das man im Video nicht sieht!»

Hollywood wird wieder erwachen. Gucken Sie den neuen «007»-Trailer mit Daniel Craig, 52, als James Bond. Start am 12. November.

Lord Byrons vergiftetes Erbe

Sie sind sich ähnlicher, als ihnen lieb ist. Dennoch sind Griechen und Türken erbitterte Feinde. Eine neue Dimension kompliziert den neu ausgebrochenen Konflikt im Mittelmeer.

Wolfgang Koydl

Jetzt rasseln sie mal wieder lauter als üblich mit dem Säbel. Türken und Griechen schicken Fregatten und Korvetten in die Ägäis, eskortieren Forschungsschiffe oder führen Manöver durch. Kampffjets steigen auf, es wird von Krieg geredet.

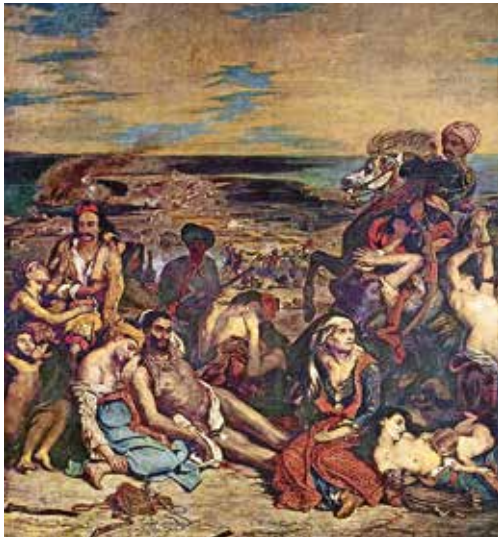
Es geht um mutmassliche Vorkommen von Erdöl oder Erdgas, die Athen und Ankara gleichermaßen ausbeuten wollen. Es geht um Hoheitsgewässer, Wirtschaftszonen und um den Festlandssockel. Die Lage ist vertrackt, völkerrechtlich ebenso wie geografisch in einer Region, in der griechische Inseln nur wenige Kilometer vor der türkischen Küste liegen. Im Fall der Insel Kastelorizo sind es gar nur 1300 Meter.

Die Gaslagerstätten sind neu, aber der Zwist zwischen den Nachbarn ist älter, sehr viel älter. Man kann fast beliebig weit in die Vergangenheit zurückgehen, aber ein gutes Datum ist das Jahr 1453. Da fiel Konstantinopel, die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs Byzanz, an die muslimischen Türken. Für die nächsten 350 Jahre waren die Griechen Untertanen des Sultans.

Sultans Steuereintreiber

Ein unerträgliches Joch war die Fremdherrschaft nicht. Die muslimischen Osmanen liessen ihren andersgläubigen Untertanen weitgehend freie Hand bei Religion, Erziehung und Familienrecht. Griechen waren besonders privilegiert. Die Kaste der Phanarioten in Istanbul besetzte hohe Verwaltungsposten bei der Hohen Pforte. Griechische Reeder dominierten die Schifffahrt, griechische Händler den Handel. Am wichtigsten: Der griechisch-orthodoxe Klerus bestimmte den Alltag der Christen. Die Popen trieben die Steuern für den Sultan ein, wobei sie einiges auch für sich selbst abzwackten.

Höhere Steuerforderungen waren denn auch vermutlich der Grund, weshalb die einfache griechische Bevölkerung Anfang des 19. Jahrhunderts gegen die türkische Herrschaft aufmuckte – und so den Grundstock legte für die bis heute andauernde Feindschaft zwischen



Einseitige Sympathien für die Griechen:
Massaker von Chios, 1822.

beiden Völkern. Mit Aufständen auf der Peloponnes und in Konstantinopel sowie mit einem Einmarsch russischer Truppen in die Walachei sollte 1821 die Freiheit errungen werden.

Der Zeitpunkt war gut: In Europa hatte die Romantik das antike Griechenland entdeckt. Der deutsche Archäologe Johann Winckelmann pries «edle Einfalt, stille Grösse» der klassischen Architektur. Goethe schwärmte, dass «unter allen Völkern [. . .] die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt» hätten. Und der britische Poet Percy Shelley meinte kurz und knapp: «Wir sind alle Griechen.»

Der Philhellenismus war eine populäre Bewegung, die von den Regierungen nicht unbedingt geteilt wurde. London und Paris wollten Konstantinopel nicht zu sehr schwächen, um Russland keine Möglichkeit zu bieten, ins östliche Mittelmeer vorzudringen. Aber die Begeisterung für die nach Freiheit dürstenden Hellenen fegte wie ein Flächenbrand über Europa – und legte den Grundstein dafür, wie wir bis heute Griechen und Türken betrachten: edle Griechen, barbarische Türken.

Der erfolgreichste Propagandist dieser Sichtweise war der britische Dichter und Bestseller-Autor Lord Byron. Der Multimillionär opferte nicht nur sein Vermögen für die gute Sache. Wie andere europäische Intellektuelle reiste er auch selbst nach Griechenland, um an den Kämpfen gegen die Türken teilzunehmen. Schon bald musste er erkennen, dass viele seiner Mitstreiter nur bessere Banditen waren und keineswegs so aussahen, wie er sich die vermeintlichen Nachfahren eines Perikles oder Plato vorgestellt hatte.

Mit 36 Jahren starb Byron 1824 an einem Fieber, das er sich bei der Belagerung der Stadt Mesolongi zugezogen hatte. Der Tod des jugendlichen Literatur-Stars verankerte das romantisch überhöhte Griechenbild in den Köpfen der Europäer. Der dänische Bildhauer Thorvaldsen meisselte nach Byrons Tod denn auch sofort dessen Büste neu: in griechischem Marmor, versteht sich.

Diese einseitigen Sympathien für die griechische Sache waren sozusagen Byrons vergiftetes Erbe. Es fing schon während des griechischen Unabhängigkeitskrieges an: Beide Seiten verübten Kriegsverbrechen, doch nur das türkische Massaker auf Chios wurde von Eugène Delacroix mit Öl auf Leinwand verewigt.

Moral gegen Macht

Heute liegt das politische Dilemma der Europäer und der Amerikaner auch darin, dass sie bei der Entscheidung zwischen Athen und Ankara zwischen Moral und Macht entscheiden müssen. Geostrategisch hat die Türkei die Nase vorne. Sie liegt an der Nahtstelle zwischen Balkan und dem Nahen Osten, zwischen Kaukasus und Mittelmeer. Sie ist für die Sicherheit des Westens unverzichtbar. Griechenland hingegen ist, in den Worten des amerikanischen Historikers Will Durant, eine «knöchernen Hand, die mit gichtigen Fingern ins Mittelmeer hineinreicht» – die südliche Sackgasse des Balkans. Moralisch freilich gewinnen die Hellenen. Demokratie, Bürger- und Menschenrechte sind tiefer verwurzelt als jene der Türken.

Griechenland wurde 1829 unabhängig und dehnte darauf sein Territorium immer weiter aus, auf Kosten des Osmanischen Reiches. Selbst den Anspruch auf Konstantinopel gaben Nationalisten nicht auf. Nach dem Ersten Weltkrieg überfielen griechische Truppen das am Boden liegende Osmanische Reich, wenig später kam es zu ethnischen Säuberungen: 1,3 Millionen Griechen wurden aus Istanbul und anderen türkischen Städten vertrieben, 400 000 Türken aus Thrakien und Thessaloniki.

Freundschaftlich ist das Verhältnis seitdem nie geworden, obwohl beide Völker mehr miteinander gemein haben, als ihnen wohl lieb ist, und sei es nur kulinarisch: Ein Döner ist ein Gyros, denn beides ist nichts anderes als «das Gedrehte». Und auch wenn man seinen Kaffee griechisch nennt, bleibt es ein türkischer.

Brisant gefährlich werden die Beziehungen, wenn Geld ins Spiel kommt, so wie diesmal. Die Türkei mit ihrem neuen Grossmachtsanspruch möchte energiepolitisch autark werden und bohrt im Schwarzen Meer und im Mittelmeer nach Öl und Gas. In der Ägäis geschieht dies in Gewässern rings um griechische Inseln sowie vor der Küste Zyperns.

Die Frage ist, ob sie das darf und wem diese Gewässer und der Festlandsockel unter ihnen gehören. Hier wird es kompliziert. So argu-

mentiert Griechenland, dass jede seiner 6000 Inseln auf einem eigenen Kontinentalsockel liegt, in dem nach Bodenschätzen gesucht werden darf. Die Türkei steht auf dem Standpunkt, dass diese Inseln auf dem türkischen Sockel liegen. Hier gibt es kaum Raum für Kompromisse.

Das internationale Seerechtsübereinkommen von 1982 gesteht jedem Küstenanrainer zwölf Seemeilen Hoheitsgewässer zu. Athen und Ankara beschränken sich auf sechs Meilen. Wegen der Inseln kontrolliert Griechenland 43,5 Prozent der Ägäis, die Türkei trotz ihrer langen Küstenlinie nur 7,5 Prozent. Nun hat der griechische Ministerpräsident Kyriakos Mitsotakis eine alte Drohung neu aufgetischt, die vollen zwölf Meilen in Anspruch zu nehmen, vorerst nur im Westen, wo Italien und Albanien bereits entsprechend informiert wurden.

Ein Fall für die Schweiz?

Sollten die Griechen diese Massnahme in der Ägäis umsetzen, wäre dies für die Türken – worauf sie ständig hingewiesen haben – ein Casus Belli, ein Anlass für einen Krieg. Mit gutem Grund: Bei einer derartigen Vergrösserung griechischer Hoheitsgewässer könnte die Türkei Istanbul und den Bosphorus nur mehr durch griechische Gewässer erreichen. Jeglicher

Schiffsverkehr, vor allem der militärische, wäre Athens Kontrolle unterworfen.

Neu ist, dass sich die beiden Seiten arabisches Verbündete suchen. Nachdem die Türkei im vergangenen Jahr ein Abkommen mit der international anerkannten Regierung Libyens über die Aufteilung der Grenzen im östlichen Mittelmeer abgeschlossen hatte, zog nun Athen mit einer ähnlichen Übereinkunft mit Ägypten nach. Das stellt eine neue Dimension dar, denn damit wird der griechisch-türkische Konflikt Teil der grösseren Nahost-Problematik.

Obwohl mehrere internationale Konventionen die Fragen von Hoheitsgewässern, Seegrenzen, Wirtschaftszonen und Festlandsockeln regeln, findet man dort keine Antworten zum Dauerstreit zwischen den Ägäis-Nachbarn. In diesen Fällen raten Völkerrechtler den Streithähnen, miteinander zu reden und die Bodenschätze gemeinsam auszubeuten.

Ohne Vermittler geht das nicht. Doch der Westen kann das nicht sein. Er geniesst keine Glaubwürdigkeit – bei den Türken schon gar nicht, und auch bei den Griechen ist spätestens seit der Eurokrise der Glaube an die europäischen Partnerschaft erschüttert. Eine Vermittlung wäre eine Aufgabe für die Schweiz. Sie gilt, in Athen und in Ankara, als – relativ – unvoreingenommen.

Friedrich Oelenhainz, Detail aus «Porträt des späteren Fürsten Johann I. von Liechtenstein», 1776
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Auf die LGT kann ich mich verlassen – auch in schwierigen Zeiten.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009



Private
Banking

Wie der Lindt zum Sprüngli kam

Lindt & Sprüngli eröffnet zum 175-Jahr-Jubiläum ein Schokoladenmuseum. Die auf interessante Weise entstandene Marke strahlt heller denn je.

René Lüchinger

Fünf Buchstaben, eine süsse Versuchung: Lindt – die letzte unabhängige Schokoladenmarke, die auf einen der einst zahlreichen Schweizer Schoko-Pioniere zurückgeht. Die Hinterlassenschaften eines François-Louis Cailler, Philippe Suchard oder Daniel Peter sind längst in multinationalen Unternehmen aufgegangen. Lindt aber strahlt heller denn je und erhält nun, zum 175-Jahr-Jubiläum, neben der Fabrik in Kilchberg ZH das «Lindt Home of Chocolate»: ein 100 Millionen Franken teures Kompetenzzentrum für Schoko-Innovation und -Geschichte.

Ein Zeugnis dafür, dass Lindt im vergangenen Vierteljahrhundert nach einer rasanten Expansion zum globalen Brand avanciert ist, der mit einem Namen zusammenhängt: Ernst Tanner, in dieser Zeitspanne CEO und Präsident der Schokoladefabriken Lindt & Sprüngli AG. Er hat den Umsatz auf mittlerweile über vier Milliarden Franken hochgestemmt, und die Namenaktie hat die 90 000-Franken-Marke schon geknackt. Für Analysten sind das Chiffren für die ökonomische Stärke der Firma.

Berner Dandy

Lindt jedoch ist das zur Bildmarke geronnene Qualitätssiegel für Schmelzschokolade, die auf der Zunge einen Vulkan himmlischer Aromen auszulösen vermag. Auch deshalb hat der Brand grosse Kriege, ökonomische Krisen und juristische Kämpfe überlebt und die Firma in den Olymp der Schokoladehersteller katapultiert. Vorauszusehen war das nicht. Schon gar nicht, dass Lindt zu Sprüngli stösst. Diese Geschichte beginnt tief im 19. Jahrhundert.

In Zürich fertigen Vater und Sohn Sprüngli seit 1845 an der Marktgasse erstmals in der Deutschschweiz feste Schokolade. Es sind bescheidene Verhältnisse. Der dritte in der Generationenfolge, Johann Rudolf Sprüngli, will hoch hinaus, er baut für 1,5 Millionen Franken in der Seegemeinde Kilchberg eine Schokoladenfabrik und bangt um deren Auslastung. Er ist beflissen, bescheiden, vom zwinglianischen Arbeitsethos durchtränkt und versucht seit einiger Zeit und mit mässigem Erfolg, die Rezeptur der damals

besten Schokolade der Welt zu dechiffrieren – das Lindt-Fabrikationsgeheimnis.

Dieses ist dem Namensgeber Rodolphe Lindt 1879 gewissermassen vom Himmel in den Schoss gefallen. Einigermassen erstaunlich: Der Spross von betuchten Bernburgern ist ein Dandy, ein Bonvivant, der die Jagd lieber mag als das Unternehmertum. Eher lustlos betreibt er in der Berner Matte eine kleine Schokoladenmanufaktur, deren Maschinenpark aus einer altersschwachen Reibemaschine sowie einem betagten Zylinder-



Sagenumwobene Erfindung.

röster besteht. Dass in einem solchen Umfeld die «Chocolat fondant» erfunden wird, ist erstaunlich und entsprechend sagenumwoben.

An einem Freitag, heisst es, soll Rodolphe Lindt ins Wochenende zur Jagd entfleucht sein und in der Eile vergessen haben, die mit Wasser aus der Aare angetriebene Rührmaschine abzuschalten. Diese schnauft und schnaubt ein Wochenende lang, und als der Junggeselle wieder in seinem Betrieb aufkreuzt, findet er im Bottich eine dunkelsamtene Masse, wie sie die Welt noch nie gesehen hat – zartschmelzende Schokolade. Diese Kunde verbreitet sich wie ein Lauffeuer in Bern, Zürich, ja in Europa.

Die Damen in den Salons reissen sich um diese «Chocolat Lindt», und der Namensgeber

könnte Tag und Nacht produzieren – wenn er denn auch nur wollte. Aber er will nicht. Produziert nur, wenn ihm gerade danach ist. Und weil er mit Bestellungen überhäuft wird, nimmt er Kontakt auf zum bienenfleissigen Johann Rudolf Sprüngli. Der kann kaum fassen, was ihm der Berner vorschlägt: Lindt will die beiden Fabriken fusionieren und in Bern und Zürich Lindt-Schokolade produzieren.

Rezeptur im Tresor

Am 14. Februar 1899 jubelt der Sprüngli-Verwaltungsrat: «Es soll nicht allein das Fabrikationsverfahren uns offenbar werden, sondern es kann mit demselben auch gleich der Name Lindt sowie seine feine Kundschaft auf uns übergehen.» Sprüngli kratzt also die geforderten 1,5 Millionen Goldfranken zusammen und wähnt sich im siebten Schokoladenhimmel. In seiner Fabrik richtet er den Lindt-Saal ein, wo er im Tresor die handschriftliche Rezeptur versteckt – hier haben nur Handverlesene Zugang. So kommt der Lindt zum Sprüngli, und daraus werden die Schokoladefabriken Lindt & Sprüngli AG.

Der Schlaumeier Rodolphe Lindt führt jedoch ganz anderes im Schilde. Er weilt seinen Bruder in seine Absichten ein: Als in der Fabrik an der Aare die gesamte Crew bei Sprüngli kündigt und ein Haus weiter wieder an ähnlichen Maschinen Hand anlegt, wird klar, was hier gespielt wird. Das famose Lindt-Duo hatte dort eine zweite Produktionsstätte erstellt und beginnt, auf eigene Rechnung erneut Lindt-Schokolade herzustellen.

Es folgt eine jahrzehntelange Orgie an Prozessen und Gegenprozessen, die erst 1927 ein spezielles Ende findet. Sprüngli muss für die Rezeptur ein zweites Mal bezahlen; die Lindts verpflichten sich, nie mehr Schokolade zu produzieren. Tröstlich: Nun kommt die ursprüngliche Conchiermaschine des Rodolphe Lindt in das Museum in Kilchberg – die bildgewordene Schokoladenrezeptur einer inzwischen unsterblichen Marke namens Lindt.

Das Schokoladenmuseum in Kilchberg ist ab dem 13. September für das Publikum geöffnet.

Oben mit oder oben ohne

Der Zeitgeist macht an den Grenzen des Freistaates nicht halt.



Die Frage, ob das Kopftuch ein religiöses Symbol oder Ausdruck einer politischen Haltung sei, spaltet die Gesellschaft der Bundesrepublik in zwei Lager. Auf der einen Seite stehen die gläubigen Muslime und ihre deutschen Freunde, die im Prinzip religionskritisch eingestellt sind und das Tanzverbot am Karfreitag repressiv und unzumutbar finden, zugleich aber Toleranz gegenüber den religiösen Bräuchen der Muslime einfordern. Einige gehen sogar so weit, aus Solidarität mit den Muslimen während des Ramadan zu fasten. Karikaturen über den Propheten Mohammed verurteilen sie ebenso entschieden, wie sie sich über christliche Symbole lustig machen. Das mag ein wenig inkonsequent scheinen, folgt aber durchaus einer multikulturellen Logik, die das wertschätzt, von dem man sich selbst emanzipiert hat. Unter anderem Religiosität als Ausdruck von Identität.

Auf der anderen Seite stehen die Angehörigen eines eher konservativen Milieus, in dem vor dem Essen noch ein Tischgebet gesprochen wird, die nichts gegen Andersgläubige haben, sich aber auch nicht von ihnen vereinnahmen lassen wollen. Sie möchten, dass Religion als Privatsache behandelt wird, zumindest im öffentlichen Raum. Und darüber tobt in Berlin wieder einmal ein Streit, angefacht durch ein Urteil des Bundesarbeitsgerichts – nach dem das pauschale Kopftuchverbot für Lehrerinnen einen unzulässigen Eingriff in die Religionsfreiheit darstellt – und einen Beschluss des Juristischen Prüfungsamtes von Berlin und Brandenburg unter Beteiligung des Berliner Kammergerichts. Bis vor kurzem war Lehrern an allgemeinbildenden Schulen, Richtern, Staatsanwälten oder Polizisten das

Tragen religiöser Symbole oder Kleidungsstücke im Dienst untersagt. Das Verbot bezog sich theoretisch auf das Kreuz, die Kippa und das Kopftuch, galt aber praktisch nur dem Kopftuch. Seit dem 1. August gilt nun: «Juristen in Ausbildung» bei Berliner Gerichten und bei der Staatsanwaltschaft dürfen in Verhandlungen religiöse Symbole wie Kopftuch, Kreuz oder Kippa tragen. Wobei mit «Juristen» allein Referendarinnen muslimischer Religionszugehörigkeit gemeint sind. Bis jetzt hat noch kein männlich-muslimischer Referendar darauf bestanden, ein Kopftuch in einer Verhandlung tragen zu dürfen. Christen und Juden haben offenbar kein Pro-

Christen und Juden haben kein Problem damit, im Dienst auf religiöse Symbole zu verzichten.

blem damit, im Dienst auf eine Zurschaustellung ihrer religiösen Symbole zu verzichten, wie es das Berliner «Neutralitätsgesetz» verlangt.

Dirk Behrendt, der grüne Justizsenator von Berlin, zeigt sich mit der neuen Regelung sehr zufrieden: Es gehe hier, sagt er, «um die Freiheitsrechte der Betroffenen», die Freiheit der Berufswahl und der Berufsausbildung, die Religionsfreiheit, «und die dürfen wir als Staat nur so weit einschränken, wie es zwingend notwendig ist». Ihm widerspricht der Sprecher der Vereinigung der Berliner Staatsanwälte, Ralph Knispel. «Das würde bedeuten, dass religiöse und sonstige Überzeugungen nach aussen getragen würden und das Neutralitätsgebot damit verletzt würde. Denn im Gerichtssaal haben

Symbole, die für eine Weltanschauung oder Religion stehen, nichts zu suchen.»

Allerdings: Der deutsche Föderalismus will es, dass die Kopftuchfrage Ländersache ist. Was in einem Land erlaubt ist, kann in einem anderen verboten sein. Bayern zum Beispiel will Kopftücher in Gerichtssälen nicht zulassen. Der bayerische Innenminister, Joachim Herrmann von der CSU, sagt, es sei «normalen Teilnehmern einer Gerichtsverhandlung nicht zumutbar, dass hier jemand mit einem solchen Erscheinungsbild auftritt», sprich: als angehende Richterin oder Staatsanwältin mit einem Kopftuch an einem Verfahren teilnimmt.

Möglich, dass Herrmann eines nicht allzu fernen Tages von einem bayerischen Gericht eines Besseren belehrt wird. Denn der Zeitgeist macht an den Grenzen des Freistaates nicht halt. Und den Klägern beziehungsweise Klägerinnen, die sich das Recht auf ein Kopftuch erstreiten, geht es nicht um ein individuelles Recht, sondern um eine Strategie, um den Islam im öffentlichen Raum zu verankern. Forderungen nach Gebetsräumen in Schulen und Hochschulen gab es bereits. Ebenso nach Halal-Speisen in Kantinen.

Jetzt geht es um das Kopftuch in Schulklassen und Gerichtssälen. Dabei wird gerne übersehen, dass das Recht auf Religionsfreiheit zwei Varianten kennt. Jeder soll sich seine Religion frei aussuchen dürfen und niemand darf dazu gezwungen werden, am religiösen Leben anderer teilzunehmen. Das müsste sogar der grüne Justizsenator von Berlin begreifen.

Selber denken

Nr. 36 – «Masken der Angst»
Beda M. Stadler über die Corona-Pandemie

Warum tragen wir diese Masken? Geht es darum, wie ein Vertreter des Bundesrates letzthin am Fernsehen sagte, uns psychologisch zu beruhigen? Oder geht es vielleicht sogar darum, uns an das Gefühl zu gewöhnen, etwas vor dem Mund zu haben? Etwas, das uns den Mund verbietet, sozusagen einen Maulkorb? Und warum überschütten uns Zeitungen, Fernsehen, Radio und Internet täglich mit neuen Schreckensmeldungen und Horrorszenerien? Es sollte doch inzwischen bekannt sein, dass Angst ein schlechter Ratgeber ist. Seit langem wissen wir auch, dass Angst den Menschen lähmt, eben auch sein Immunsystem; das wird schwächer. Ich denke, wir sollten uns ernsthaft Gedanken darüber machen, welche Interessen hinter dieser globalen Panikmache stehen. Wachen wir aus unserem kollektiven Dämmerchlaf (Handy, Facebook etc.) endlich auf! Machen wir uns selbst Gedanken und lassen nicht andere für uns denken! Stellen wir kritische Fragen!

Heinz Wattenhofer, Psychotherapeut, Esslingen

Es ist enorm wichtig, dass die Diskussion über die Corona-Strategie endlich auf objektive Art und Weise geführt wird. So bleibt denn beim einfachen Mitbürger angesichts des grossen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und psychologischen Schadens und der gewaltigen direkten und indirekten Kosten der ergriffenen (mehr oder weniger sinnvollen) Massnahmen der Zweifel, ob nicht dem Fleiss der Virologen, beauftragt durch die Behörden, der gesunde Menschenverstand geopfert

wurde und anstatt von einer verantwortungsvollen Gesundheitspolitik von deren Versagen gesprochen werden muss.

Hans Berweger, Basel

Vielleicht liegt das Problem einfach darin, dass alle Staaten, inklusive der Schweiz, dazu verdammt sind, mitzumachen. Diejenigen Staaten, welche eigenmächtig handeln und die WHO-Vorgaben nicht vollumfänglich erfüllen, werden abgestraft und an den Pranger gestellt. Insofern kann der Bundesrat gar nicht anders handeln, als er jetzt handelt. *Thomas Held, Grandfontaine*

Dieses Corona-Theater, das Politik und Wissenschaftler veranstalten, ist eine masslose Katastrophe. Mutwillig und fahrlässig werden wirtschaftliche Existenzen vernichtet, wegen eines Grippevirus! Die übertriebenen amtlichen Massnahmen haben bis zum heutigen Zeitpunkt keine Besserung gebracht. Im Gegenteil, die Epidemie wird nur in die Länge gezogen – und schlimmer. Die Verursacher, die Politiker und Wissenschaftler, verdienen deswegen keinen Franken weniger! Sie beziehen sogar noch Geld für Überstunden für den Aufwand, den sie betreiben. Nein danke, diese Staatsdiktatur benötige ich nicht.

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel SG

Taten statt Worte

Nr. 36 – «Kunst ist, wenn freie Menschen sich maximal befreien» Interview mit Patrick Frey

Die *Weltwoche* kündigt eine gewichtigere Kulturberichterstattung an – und lässt den Worten Taten folgen. Im fünfseitigen Interview zeigt sich Patrick Frey, der Titan der hiesigen Komiker- und Cabaretszene, als hinterfragender,

schwersinniger und doch überwältigend frohgemuter Spieler, beeindruckender Mensch, Familienvater, erfolgreicher Verleger und anerkannter Autor. Seine Lebensgeschichte lässt jedoch das Kapitel Armee vermissen. Frey war 1973 abverdienter Korporal in meinem dreisprachigen Zug in der MLT RS in Aarau. Aus Familientradition wollte er Offizier werden, aber er trug die damaligen militärischen Imponderabilien mit stoischer Pflichtauffassung. Er erkannte, dass es nicht sein Weg war. Es ist wunderbar, Persönlichkeiten wie Patrick Frey auf der schweizerischen Bühne zu wissen.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Garant für Ruhe

Nr. 36 – «Wunderland Indien»
Analyse von Michael Braun Alexander

Sicher würden wir Inder es begrüessen, wenn im Lande eine oder mehrere funktionelle Oppositionsparteien existieren würden im Rahmen einer funktionierenden Demokratie. Jedoch haben Uneinigkeit und Dynastie-Vorstellungen der Oppositionspolitiker bewiesen, dass dies in naher Zukunft nicht der Fall sein wird. So ist der heutige Ministerpräsident, Narendra Modi, der das Land mit demokratischen Mitteln regiert, der beste Garant für Ruhe und Fortschritt. Er und seine Partei steuern die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen so, dass das Land nicht in ein Tohuwabohu stürzt.

Vijay Kumar Singh, Zollikon

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Jiri Menzel (1938–2020)
Georg Stucky (1930–2020)



«Komik ist eine ernste Sache»: Jiri Menzel (l.) und Rolf Knie, 2018 auf Mallorca.

Das E-Mail, das am vergangenen Sonntag um 22.33 Uhr eintraf, erschütterte mich zutiefst. Es stammte von Mila Radova, der langjährigen Assistentin von Jiri Menzel. Sie schrieb: «Jiri winkt uns von den Wolken aus zu. Ruhe in Frieden, mein lieber Chef.»

Mit Jiri Menzel verlieren das Theater und der Film einen der grössten Regisseure. Und ich verliere einen guten Freund, ein grosses Vorbild und eine meiner wichtigsten Bezugspersonen.

Für mich war Jiri immer viel mehr als der Oscarpreisträger aus Prag. Er war vor allem ein wunderbarer Mensch und einer der ganz wenigen Regisseure, die Komik inszenieren konnten – weil er wusste, wie komplex die Materie ist. Jiri pflegte zu sagen: «Komik ist eine ernste Sache.»

Ich lernte ihn kennen, als Gaston Häni, Pipos Sosman und ich den Schritt vom Zirkuszelt auf die Theaterbühne machten. Wir wussten, was wir wollten, aber wir hatten keine Ahnung vom Theater. Deshalb wandte ich mich an Werner Düggelin, den Direktor des Stadttheaters Basel. Und der hatte den goldenen Tipp parat: «Jiri Menzel. Mit ihm müsst ihr arbeiten.»

Ich erinnere mich genau an die erste Begegnung im Januar 1984 in Rapperswil. Wir waren voller Demut und fragten ihn: «Was wollen Sie mit uns machen?» Wir hatten uns darauf verlassen, dass Menzel mit einem konkreten Plan angereist war. Es war ein frommer Wunsch. Er sagte: «Ich wollte eigentlich von euch wissen, was ihr vorhabt. Zeigt mir alles, was ihr im Zir-

kus gemacht habt und was ihr könnt, Slapstick, Komödie, Sketche – wir wollen ein Bühnenstück inszenieren. Und dafür muss ich alles von euch sehen.» Seine Aufforderung war uns Befehl: Wir übten für das Stück «Wir machen Spass» drei Monate wie gestört. Und erhielten am Abend von Jiri jeweils gnadenlos den Spiegel vorgesetzt: «Zur Strafe schaut ihr euch das jetzt alles nochmals auf Video an.»

An Jiri bewunderte ich seine Berufsauffassung. Er sagte: «Wenn es wenig Publikum im Saal hat, müsst ihr doppelt so gut sein. Denn die, die gekommen sind, können nichts dafür, dass die anderen nicht gekommen sind.» Die Mühe sollte sich lohnen. Im April 1984 feierten wir im Schauspielhaus Zürich mit «Wir machen Spass» Premiere und zogen durch die grössten Theater Europas. Insgesamt zeigten wir das Stück 500 Mal und lockten über 200 000 Zuschauer an.

Jiri Menzel hat mich so geprägt wie sonst wohl nur mein Vater. Sein erster abendfüllender Film «Ostre sledované vlaky» («Scharf beobachtete Züge») gewann 1968 den Oscar als bester ausländischer Beitrag. Dieses Werk zeigte mir – ähnlich wie die Chaplin-Filme – alle Facetten der Filmkunst. Eigentlich wollte ich mit Jiri letztes Jahr das Knie-Musical inszenieren. Sein Gesundheitszustand liess es leider nicht mehr zu.

Nun ist der letzte Vorhang gefallen. In mir bleibt eine grosse Leere zurück – aber auch ganz viel Dankbarkeit. Jiri, ich verneige mich vor dir und deinem Lebenswerk! Rolf Knie

Sein Testatheft trug die Nummer A 19. Er war der 19. Ausländer an der Freien Universität Berlin. Im Studentenheim wohnten neben Walther Hofer, dem späteren Nationalrat, ausschliesslich Kommilitonen aus der Sowjetzone. Deren Erfahrungen mit dem Kommunismus prägten den Zeitgeist, und so zog auch Georg Stucky am 17. Juni 1953 zu den grossen Demonstrationen gegen die DDR-Führung nach Ostberlin. Das Abenteuer endete mit dem Schuss eines Russen ins Knie. Das Studium schloss er dann mit dem Doktorat an der Uni Basel und dem Anwaltpatent ab. Sein Credo war aber schon damals «Kurze Ausbildung – umfassende Praxis». So siedelte der 28-Jährige nach Hamburg um zur späteren Deutschen Texaco. Das führte zu abenteuerlichen Reisen in fast alle Mittelmeerländer und gipfelte 1963 in der Leitung der libyschen Texaco-Tochter in Tripolis.

Mit der Rückkehr 1967 nach Steinhausen als Chef der Texaco Schweiz AG änderte sich Stuckys Leben erneut komplett. 1971 bis 1979 zog ihn als Geschäftsführer der Erdöl-Vereinigung die Schweizer Politik zunehmend in den Bann. Es folgte 1975 die Wahl in den Zuger Regierungsrat. Als Finanzdirektor formulierte er die den Kanton bis heute prägende Steuerpolitik. Von 1979 bis 1999 bildete er im Nationalrat in der Wirtschafts- und Steuerpolitik eine gewichtige Stimme, die später zu zahlreichen Berufungen in die Leitungsorgane grosser Firmen führte. Weltgewandtheit, intellektuelle Brillanz und Herzlichkeit prägten den Pfarrerssohn, der am 29. August nach längerer Krankheit verstorben ist.

Ulrich Bollmann



Gewichtige Stimme: Georg Stucky.

Shutdown nach Salamitaktik

Die Corona-Quarantäne ist ineffizient und verursacht enorme wirtschaftliche Schäden.



In der Schweiz wie in andern Ländern sind die Fälle von positiven Corona-Tests weiterhin eher im Steigen begriffen, während die damit zusammenhängenden Krankheitsverläufe milder und die Todesfälle seltener geworden sind. Die Epidemie hat sich offenbar verändert. Dennoch orientieren sich die Regierungen von Bund und Kantonen nach wie vor an den Zahlen der positiven Virustests, wenn sie über ihre Massnahmen entscheiden – mit dem Argument, die sogenannten Ansteckungen müssten unbedingt niedrig gehalten werden, sonst drohe die Gefahr eines weiteren Shutdowns. Wenn man es genau betrachtet, ist aber eigentlich ein versteckter neuer Shutdown bereits am Anlaufen, dies in Form der Quarantäne, also der Stilllegung einzelner Personen für eine bestimmte Zeit.

Nach der Einschätzung von Konstantin Beck, Professor für Gesundheitsökonomie an der Universität Luzern, breitet sich die Quarantäne in der Schweizer Wirtschaft zurzeit zügig und von vielen unbemerkt aus. Beck weist darauf hin, dass Infektions-, Hospitalisierungs- und Todesfallzahlen im Tagestakt publiziert und kommentiert würden, Angaben zur Quarantäne aber mühsam zusammengesucht werden müssten. Dabei entspreche die Zunahme der in Quarantäne befindlichen Personen von nicht ganz 300 im Juni auf über 15 500 im August etwa der Einwohnerschaft der Stadt Locarno. Die Quarantäne komme einem Hausarrest auf blossen Verdacht hin gleich, und laut Angaben des Bundesamts für Gesundheit werde der Verdacht in 95 Prozent der Fälle nicht bestätigt. Viele sähen das als unabdingbaren Teil der Pandemiepolitik an, aber einmal mehr

bleibe das Kosten-Wirkungs-Verhältnis ausgeblendet.

Tatsächlich bedeutet das Quarantäne-System eine grosse Belastung für Unternehmen, da ein einzelner Infektionsfall je nachdem grosse Teile lahmlegen kann, vor allem in KMU. Und gleich wie beim grossen Shutdown im Frühling behandeln auch die Quarantäne-Regelungen unterschiedliche Risikogruppen und Situationen identisch. Entscheidend ist nur die Nähe zu positiv Getesteten oder der Besuch eines Landes mit hohen Fallzahlen. Es werden viele Leute eingesperrt ohne Rücksicht auf die Schäden. So gesehen ist die Quarantäne ein Mikro-Shutdown oder ein Shutdown nach Salamitaktik.

Belohnung: Belimo-Aktien

Was der pensionierte Vereinskollege von seiner alten Firma erzählt, erinnert an die Tests, die man mit Kindern macht, um Erfolgsfaktoren im Leben zu ergründen: Dem Kind wird ein Leckerbissen vor die Nase gesetzt und gleichzeitig gesagt, es erhalte die viel grössere Portion, wenn es nicht gleich zugreife, sondern noch ein paar Stunden warte. Der Kollege erzählt von damals, als die Mitarbeiter Aktien der Firma kaufen konnten, die dann schöne Kursgewinne machten. Die einen legten die Papiere in den Keller, die anderen tauchten bald einmal mit einem neuen Auto auf. Das war vor Jahren, als die Titel der Hinwiler Firma Belimo wenige hundert Franken wert waren. Heute liegt der Kurs bei 7000 Franken. Der Kollege hat die Aktien immer noch, aber viele andere haben sie verkauft; Belimo wirkte ja viel weniger

spektakulär als Hightech-Firmen oder Grosskonzerne mit berühmten Leuten. Belimo hat sich auf Antriebe für Heizungs-, Lüftungs- und Klimatechnik spezialisiert – keine Glamourprodukte, die zudem einfach in Haustechnik-Installationen verschwinden. Aber der Bauboom und der Ausbau der Brandschutz- und Gebäudeklima-Normen sowie zugehörige Zertifizierungen ergaben eine solide Geschäftsgrundlage. Zeitweilig wurde Belimo in Ranglisten als beste Firma der Schweiz geführt. Und im ersten Semester 2020, der Corona-Zeit, hat sie nicht viel Ertragskraft eingebüsst.

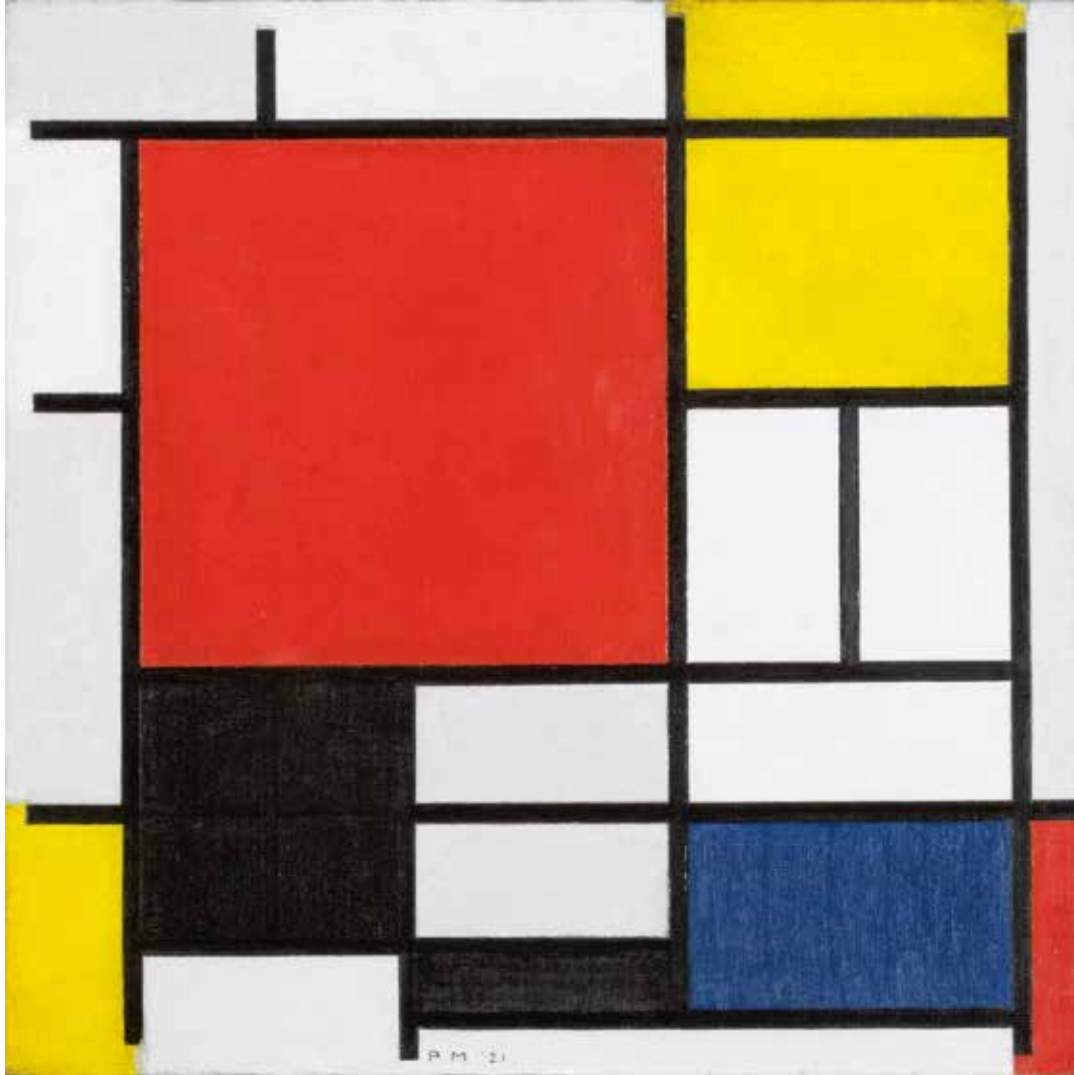
Bundespropaganda

Der Bundesrat arbeitet an der Entwertung des Abstimmungsbüchleins. Was auf Seite 17 zur Begrenzungsinitiative steht, ist so grell gefärbt und zurechtgebogen, dass der Glaube an die Qualität des Büchleins erschüttert wird. Unter dem Titel «Folgen für die Schweizer Wirtschaft» steht, die hiesige Wirtschaft würde mit dem Wegfall der bilateralen Verträge I den direkten Zugang zum EU-Markt verlieren. Dies entspricht der Propagandasprache der Nein-Kampagne von Bundesrat und Wirtschaftsverbänden. Normale Leser können das leicht so verstehen, als ob Grenzen geschlossen würden. Es wird nicht erwähnt, dass der Marktzugang durch das Freihandelsabkommen von 1972 garantiert wird. Gefärbt ist auch das Argument, Angehörige aus EU- und Efta-Staaten würden massgeblich zur Finanzierung und Sicherung von AHV und IV beitragen. Aber klar, vielleicht muss man sich beim Abstimmungsbüchlein auf alles gefasst machen, es trägt ja die Warnfarbe Rot.

LITERATUR UND KUNST

PewDiePie ist der
einflussreichste
Youtuber der Welt.
Tamara Wernli, Seite 50

Herausgegeben von Daniel Weber



Bollwerk gegen die Realität.

Piet Mondrian: Komposition mit Rot, Gelb, Blau und Schwarz, 1921 – In seinem Atelier in Paris, das war wie ein bewohnbar gewordenes Bild von ihm, stand in einer Ecke eine Plastikblume, deren Blätter er weiss angemalt hatte. Sie stand für die fehlende Frau in seinem Leben und als zynisches Symbol dafür, dass der modernste Maler seiner Zeit Blumenbilder malen musste, um nicht ganz zu verwelken.

Mondrian (1872–1944) blühte nur auf, wenn er Charleston tanzen, Walt-Disney-Filme anschauen und die Malerei auf ihre harmonische Grundstruktur reduzieren konnte. Mit Menschen hatte er Mühe. Er haderte mit der unzu-

verlässigen Struktur des Menschlichen, ein Kindheitstrauma; seine Mutter war andauernd krank, sein Vater, ein Lehrer und krankhaft begeisterter Calvinist, sprach lieber in der Ferne zu Gläubigen als zu Hause mit seinem Sohn. Sein Vertrauen in die Menschen war seit seiner Kindheit wie eine sich permanent auflösende Linie, und nie liess er Menschen so nahe an sich herankommen, dass sie ihn in einen Zustand des farblosen Dunkels hätten versetzen können.

So musste ihm die Kunst alles sein, Seele und Geliebte, unvergängliche Struktur. Wahrscheinlich deshalb malte er diese Bilder, die eine Symphonie der Farben sind, eine Ode an die Klarheit

und Reinheit, ein Bollwerk gegen das beliebige Gekritzel, das die Realität hervorbringt.

Seine Bilder sind ein Gegenentwurf zum Bild der Zeit, zu ihrem Zerfall, ihrer Diffusität, ihrer steten Auflösung. Vielleicht in diesen Tagen noch mehr als bei ihrer Entstehung. Wir leben in Mondrian-Zeiten. Die einst vermeintlich klaren Hierarchien und Ordnungen, die Traditionen, der Glaube, vielleicht sogar die Liebe – all die kleinen Äste am grossen Baum des Seins, an die Menschen sich festklammern in der Hoffnung auf ein wenig Identität, Klarheit und Erlösung, tragen immer weniger Blätter. Und an den Wurzeln nagen die Würmer der Zeit. *Michael Bahnerth*

«Mein Yoga ist das Lesen»

Vor zwei Jahren gründete Daniel Kampa seinen eigenen Verlag. Er ist mehr als der Verleger von Georges Simenons Oeuvre.

Anton Beck

Olga Tokarczuk: Der liebevolle Erzähler. Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises für Literatur. Kampa. 144 S., Fr. 23,90

An einem Donnerstag im Oktober 2019 erfuhr Daniel Kampa, einer der zurzeit interessantesten Verleger der Schweiz, vom Literaturnobelpreis seiner Autorin. Olga Tokarczuk erhielt zeitgleich mit Peter Handke die höchste aller literarischen Auszeichnungen, und der Name, der zuvor nur wenigen Kennern bekannt gewesen war, stand plötzlich weltweit in allen Zeitungen und auf allen Onlineportalen. Gegen Mittag verlaublich die Schwedische Akademie in Stockholm die Neuigkeiten, gegen neun Uhr abends hatte Daniel Kampa, der die deutschen Übersetzungen von Tokarczuk verlegt, erstmals Zeit für eine Pause. Dazwischen Mails, Anrufe, Chaos.

«Natürlich war der Nobelpreis für uns superwichtig», sagt er beim Treffen an einem leicht bewölkten Spätsommertag in einem Zürcher Café. Denn bevor Tokarczuk in aller Mund war, war der Kampa Verlag vor allem für seine Übersetzungen des belgischen Schriftstellers Georges Simenon (1903–1989) und seiner Kommissar-Maigret-Krimis bekannt.

Betriebswirtschaft statt Germanistik

Auch finanziell hilft eine Nobelpreisträgerin natürlich – gerade bei einem noch jungen Verlag. Zudem ist ihm eine möglichst breite Palette wichtig. «Letztlich mache ich als ganz kleiner Verlag ein Programm wie die Grossen.» Kampa sagt auch: «Mein Hobby ist die Arbeit» und «ein Buch machen ist die schönste Sache der Welt». Aber es wäre falsch den Kampa-Verlag mit seiner Person gleichzusetzen. «Ein Verleger ist kein Einzelkämpfer», meint Kampa. Die Einschätzung der Mitverlegerin und der Lektorinnen hat ebenso viel Gewicht wie Kampas eigenes Urteil.

Um zu verstehen, was der 50-jährige Kampa mit seinem Verlag vorhat, ist es unabdingbar, seine Geschichte zu kennen. Fast zwanzig Jahre arbeitete Daniel Kampa beim Schweizer Dioge-

nes Verlag; schon in seiner Kindheit, die er in Luxemburg, Frankreich und Deutschland verbrachte, habe ihn dieser Verlag, damals noch ein «Underdog», fasziniert. Es zog ihn also in die Schweiz. Anders als die meisten in der Verlagsbranche studierte er aber weder Germanistik noch Literaturwissenschaft, sondern Betriebswirtschaft. Kampa war zwar schon als Teenager ein Leser gewesen, seine Helden sind die grossen Namen, F. Scott Fitzgerald, Joseph Roth oder Anton Tschechow. Dennoch hatte er etwas gegen die von Pädagogen verordnete Lektüre – und eine nachvollziehbare Abneigung dagegen, die Nachmittage mit Mittelhochdeutsch-Vorlesungen zu verbringen.

Gut zwanzig Jahre war Kampa bei Diogenes. Zu Daniel Keel, dem Gründer und bis zu seinem Tod 2011 Leiter des Verlages, hatte er eine freundschaftliche Bindung. Von Diogenes konnte Kampa dank der Zusammenarbeit mit Georges Simenons Sohn John, der die Rechte am Werk seines Vaters verwaltet, das Oeuvre übernehmen.

2013 ging Kampa als Geschäftsführer nach Hamburg, zu Hoffmann und Campe, einem der traditionsreichsten Buchverlage Deutschlands. Wer es in diese Liga schafft, hat eigentlich keine Luft nach oben mehr. Bei Hoffmann und Campe allerdings hatte er nur noch wenig

Natürlich sei der Nobelpreis wichtig gewesen für sein Unternehmen, sagt er an einem bewölkten Sommertag.

mit den eingehenden Manuskripten zu tun. «Man sitzt dann viel in Meetings.» Aus privaten Gründen zog es ihn zurück nach Zürich.

Kampa artikuliert hastig, aber anders als andere aus dem Verlagsmetier wirkt der zweifache Vater nie genervt. Während gut zwei Stunden redet er mit einem angenehm freundlichen Ton, erzählt seine Biographie, berichtet über die Branche und blickt nicht einmal auf die Armbanduhr.

Mit der Gründung des eigenen Verlages vor zwei Jahren änderte sich für Kampa vieles.



«Die beste Art der Entschleunigung»:

Mehr persönlicher Kontakt zu den Schriftstellern, Meetings in Kombination mit einem Waldspaziergang (von Kampas Verlagsgebäude am Zürichberg aus ist es nicht weit ins Grüne) und vor allem auch mehr Geduld.

Unabhängig von Trends

Denn am «Trial & Error»-Prinzip, wie Kampa es nennt, ist er nicht interessiert. Gemeint ist damit, dass ein Autor, dessen Debut sich nicht rechnet, bei grossen Verlagen meist kurzerhand abgesägt wird. Ein kleiner Verlag darf da einen längeren Atem haben, vielleicht muss er das sogar, muss seine eigene Gehgeschwindigkeit finden, anstatt jedem neuen Trend nachzuhetzen.

Als Beispiel für einen solchen Trend nennt Kampa stille Lebensgeschichten, wie der österreichische Schriftsteller Robert Seethaler sie liefert – mit Bestsellergarantie. Momentan habe man den Eindruck, jeder Verleger suche seinen



Verleger Kampa.

eigenen Seethaler. Kampa sagt, er wolle einfach Bücher machen, die ihm gefielen – unabhängig von allen Trends. So kam er auch zu Tokarczuk, er war von ihr schon begeistert, als sie noch kaum jemand kannte. Mit seinem Unternehmergeist lässt Kampa sich auch nicht von Netflix & Co. entmutigen. «Bücher sind lebensnotwendig. Beim Lesen entscheidet jede und jeder für sich, was sie oder er sehen möchten, es ist die beste Art der Entschleunigung. Und Bücher gehen, wie kein anderes Medium, in die Tiefe. Heutzutage machen ja alle Yoga, mein Yoga ist das Lesen.»

Ob er denn nicht all das vermisst, was die ganz grossen Verlage bieten, die Dienstwagen für die Geschäftsleitung, die Business-Flüge zu den grossen Agenten und Schriftstellern unserer Zeit. Kampa verneint, betont dagegen, dass es ein Vorteil der Buchbranche sei, dass man schon mit geringen finanziellen Mitteln weite Sprünge machen könne. Aber die meisten Men-

schen lieben doch Statussymbole, schicke Anzüge, Gourmetlokale, schnelle Autos. «Ich kann gar nicht Autofahren», sagt Kampa, «meine Frau allerdings hat einen zwanzig Jahre alten Golf.»

Ist er also ein Idealist? Jemand der glaubt, dass sich mit Worten noch etwas bewegen lässt? Ersteres bejaht er lächelnd, zweiteres schiebt Daniel Kampa mit einem scherzhaften «ach» von sich weg und verweist auf die Vorlesung zur Verleihung des Nobelpreises von Olga Tokarczuk.

Wer in «Der liebevolle Erzähler» nachliest, findet dort folgende Worte: «Die Welt ist ein Stoff, an dem wir tagtäglich weben – auf grossen Webstühlen verarbeiten wir Fäden aus Nachrichten, Debatten, Filmen, Büchern, Klatsch und Tratsch, Anekdoten. Nimmt das Erzählte einen anderen Lauf, so ändert sich der Lauf der Welt. In diesem Sinne ist die Welt aus Wörtern geschaffen.»

Tugend und Laster

Pia Reinacher

Elena Ferrante: Das lügenhafte Leben der Erwachsenen. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. Suhrkamp. 415 S., Fr. 34.50

Und wieder hat die geheimnisvolle italienische Erfolgsautorin Elena Ferrante ein saftiges Emotionspaket geschnürt. In ihrem neuesten Roman, «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen», geht es um Kinderillusionen und Elternlügen, Sex und Verrat, Ehrgeiz und Versagen, Marxismus, Frömmigkeit und Bussfertigkeit – und um die ambivalente Mischung von allem in einer Person. Wie schon in Band 1 der berühmten Tetralogie, «Meine geniale Freundin», wird im gleichen Zug ein Stück süditalienischen Sozial- und Familienlebens verhandelt.

Mit der vierbändigen «Neapolitanischen Saga» erzielte die unbekannte Autorin gigantische Auflagen: Weltweit verkaufte sie fünfzehn Millionen Exemplare, die Gesamtauflage aller bei Suhrkamp erschienenen Ferrante-Bücher liegt heute bei 2,5 Millionen, der Anteil der Tetralogie daran macht zwei Millionen aus. «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen» ist Ferrantes erster Roman nach dem vierteiligen Bestseller über die Freundinnen Lila und Lenù – die Rechte daran hat sich bereits Netflix gesichert.

Ein Stich ins Serielle

Die Frage ist allerdings, ob die «Ferrante-Manufaktur» das bisherige Niveau und die Faszination ihrer Geschichtenproduktion – «fatto tutto a mano?» – auch weiterhin halten kann. Der neue Roman «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen» jedenfalls weckt einige Zweifel. Wo «L'amica geniale» noch plastisch und überaus spannend das streitbare Beziehungs- und Eheleben zweier Freundinnen schildert und ihre Story überscharf auf die historisch detailgenaue Folie Neapels projiziert, mischt der eben erschienene Roman die mehr oder weniger gleichen Ingredienzien zu einer flachen, oft auch geschwätzigen *weekly soap*. Ein Stich ins Serielle ist unübersehbar.

Während die Tetralogie mit ihrer vorzüglichen, vielschichtigen Sprache den Leser in ihren Bann zog, bildet «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen» allzu oft weitschweifig die oberflächlichen Sprechspuren ihrer Akteure ab. Wieder werden menschliche Tugenden und Laster verhandelt – Wollust, Habsucht, Hochmut, Eitelkeit, Zorn, Missgunst, Faulheit –, aber während «Meine geniale Freundin» dies alles in fiebrige Geschichten kleidete, buchstabiert der neue Roman Beziehungs-



Saftiges Emotionspaket: Dreharbeiten zum Film «Meine geniale Freundin» in Neapel.

und Charakterabgründe müde durch und behauptet mehr, als dass er erzählt.

Das Konzept des Romans wird auf den ersten paar Seiten quasi «zusammengefasst» präsentiert und auf den folgenden 400 Seiten «durchgeführt». Dieses Mal situiert Ferrante ihre Geschichte in den neunziger Jahren. Die dreizehnjährige Giovanna, Vorzeigtochter kultivierter Mittelschichtseltern, hört zufällig, wie der idealisierte Vater der Mutter mitteilt, die Tochter komme ganz nach seiner Schwester. Denn das bisher mit schulischen Leistungen glänzende Kind bringt plötzlich schlechte Zensuren heim.

Die Lehrer beklagen sich bei der Mutter, die das Versagen der Tochter gegenüber dem Vater mit der beginnenden Pubertät rechtfertigt. Den ehrgeizigen Eltern liegt viel am Erfolg ihres Nachwuchses. Vittoria, die ausgestossene Schwester des Vaters, von Beruf Putzfrau, die im unteren, proletarischen Teil Neapels wohnt, der *zona industriale*, gilt als Versagerin, dazu als monströser Ausbund von Boshaftigkeit und Hässlichkeit.

Ihr Bruder dagegen, eleganter, gebildeter Akademiker, der in feinen, geschliffenen Sätzen in der italienischen Hochsprache spricht, hat den Aufstieg vom unteren, ärmeren Viertel Neapels, das von Armut, Camorra, Prostitution, Patriarchat und Bildungsfeindlichkeit beherrscht wird, in den vornehmeren «Rione Alto» geschafft. Die geografische und sozia-

le Zerrissenheit von unten und oben, die das Stadtbild Neapels definiert, geht als tiefer Riss auch durch die Familie. Der Preis, den der Vater für den sozialen Aufstieg zahlt, ist das Verleugnen und Denunzieren seiner Herkunft.

Giovanna zieht aus dem Vergleich mit der Tante den Schluss, dass sie sowohl dumm als auch hässlich sein müsse. Vor allem sieht sie den Vater schlagartig in einem neuen Licht. Er, der gerne mit sanfter Stimme behauptete, sie sei schön, ist offensichtlich ein Heuchler, der hinter verschlossener Türe ganz anders über die Tochter spricht. Als das Kind gegen die Lügenreden aufbegehrt, versucht er, sie zu besänftigen.

Giovanna macht sich auf die Suche nach Vittoria und entdeckt bei einem Besuch, dass diese sich zwar nicht in gepflegtem Hochitalienisch ausdrückt, sondern in derbem Dialekt, dass sie wild, aber wunderschön, widerspenstig, aber ehrlicher ist als der Vater und dass der Ursprung des familiären Zerwürfnisses in einem hässlichen Erbstreit liegt, in dem der Vater eine verlogene Rolle spielte: Er erwies sich als ziemlich geldgierig.

Kollektive Autorschaft?

Von jetzt an bricht die heile familiäre Illusionswelt Zug um Zug zusammen. Der unbändige Wille der Tochter zur Wahrheit erschüttert das Lügengebäude. Der Vater entpuppt sich als Ehebrecher, der die Mutter seit langem mit

der Frau des besten Freundes betrügt, die verbitterte Mutter lässt sich von deren Mann umgarnen. Der Roman beleuchtet vor dieser desaströsen Kulisse die schwierige Emanzipation und Selbstfindung der pubertierenden Tochter, die auf ebenso illusionslose Weise die Sexualität entdeckt und in ihren Beziehungen in einer

Der Roman beleuchtet vor desaströser Kulisse die schwierige Selbstfindung der Tochter.

Art blindem (freudschem) Wiederholungszwang die gleichen Fehler repetiert, die sie den Eltern moralisch ankreidet.

Der Schleier über der Identität von Elena Ferrante, die unter einem der berühmten italienischen Schriftstellerin Elsa Morante nachempfundenen Pseudonym agiert, ist bis heute nicht gelüftet. 2016 behauptete ein investigativer Journalist, der seine Erkenntnisse gleichzeitig in vier internationalen Zeitungen publizierte, dass es sich um die mit dem neapolitanischen Schriftsteller Domenico Starnone verheiratete Übersetzerin Anita Raja handle.

Nicht nur war ihr Einkommen, wie Steuerauskünfte belegten, sprunghaft angestiegen. Eine Gruppe von Physikern und Mathematikern hatte an der Universität La Sapienza die Bücher mit einer speziell entwickelten Software analysiert und war zum Schluss ge-

kommen, dass die Geschichten «mit hoher Wahrscheinlichkeit» von Domenico Starnone geschrieben seien.

Bewiesen ist allerdings gar nichts, möglich ist alles – auch eine kollektive Autorschaft. Immerhin gibt es mit der Schriftstellergruppe «Wu Ming», die seit dem Jahr 2000 von Bologna aus arbeitet, auf diesem Feld bereits eine italienische Tradition. Deren Mitglieder arbeiten als Autorenkollektiv und beharren darauf, dass es den Schriftsteller als individuelles Wesen nicht gebe.

Elena Ferrante argumentiert auf derselben Linie, die auf Roland Barthes, vor allem aber auf Michel Foucault zurückgeht, der 1969 postulierte, den individuellen Verfasser durch die «Autorfunktion» zu ersetzen. Ziel dieser These war es, Bücher wie wissenschaftliche Texte zu bewerten, ohne Rückschlüsse auf den Charakter und die individuelle Prägung durch den Urheber. Einmal geschriebene Bücher, behauptete auch Elena Ferrante, würden ihre Verfasser nicht mehr brauchen.

Wie auch immer sich die Sache verhält, «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen» arbeitet mit stereotypen Figuren, mit allzu handlichen sozialpolitischen und psychologischen Thesen, mit keiner wirklich individuellen Sprache der handelnden Personen, mit simplifizierenden Thesen zu den sozialen Unterschieden der neapolitanischen Gesellschaft und einer gehörigen Portion heissblütigen, südländischen Kitsches – alles Dinge, die man «L'amica geniale» nicht anlasten konnte.

Ob die Autorin oder der Autor in diesem Fall individuell oder kollektiv sei, spielt eigentlich keine Rolle; schon eher, dass «Das lügenhafte Leben der Erwachsenen» wie die mechanisch synthetisierte Nachahmung einer einstmaligen genialen Produktlinie wirkt – mit dem Ziel des ökonomischen Erfolgs. Wobei: Auch das wäre, gerade auf dem prekären Gebiet der Literatur, keine Schande.



Der letzte Jude Europas

Peter Keller

Joann Sfar: *Le dernier juif d'Europe*.
Albin Michel. 311 S., Fr. 36.90

Schon kurz nach Ausbruch der Coronakrise kursierte im Internet die Theorie, eine Gruppe nicht näher bestimmter Juden habe Covid-19 geschaffen und eingesetzt, um die Weltwirtschaft erst zu zerstören und dann grösstmöglichen Profit aus dieser Zerstörung zu schlagen. Befindet sich eine Gesellschaft in der Krise, ist es eine Frage der Zeit, bis sich die Antisemiten melden. Für einen Autor wie Joann Sfar sind derlei Vorkommnisse nur die Spitze des Eisbergs. In seinem neuen Roman «Le dernier juif d'Europe» (Der letzte Jude Europas), der noch nicht auf Deutsch erhältlich ist, geht es genau darum: um die «Monsterwelt», wie Sfar sie nennt, die Welt des abgestumpften, unterdrückten Antisemitismus, die keine Verschwörungstheorien mehr braucht, um Juden zu hassen – denn Judenhass sei, so der Autor, wieder einmal Konsens geworden.

In «Le dernier juif d'Europe», einem satirischen und zum Fantastischen neigenden Buch, hat Désiré Abergel es satt, Jude zu sein. Er möchte Antisemit werden wie der Rest der Welt und bittet seinen Arzt, seine Beschneidung rückgängig zu machen. Sein Sohn François, homosexuell und im Begriff, einen Modedesigner zu heiraten, begleitet ihn durch seinen Wahn und fühlt sich wie der letzte Jude Europas: einsam, vergessen und in einem Netz von Absurditäten gefangen.

Begleitet wird das Geschehen von verschiedenen Freunden des Erzählers, darunter ein «Vampir» – eine in Sfars Werk immer wiederkehrende Gestalt und so etwas wie das Maskottchen des Romans, da eine Allegorie jüdischen Daseins: Als Jude ist man in Frankreich spätestens seit 2012 – wenn nicht schon immer – unterwegs wie ein Vampir, der nur von seinesgleichen erkannt wird. Und der Rest der Welt ist bestenfalls befremdet, ohne genau zu wissen, warum; oder schlimmstenfalls aggressiv.

Im März 2012 stürmte ein französischer Dschihadist eine jüdische Schule in Toulouse und erschoss drei Kinder und einen Rabbi. Kurz darauf wurde der jüdische Friedhof in Nizza geschändet, darunter auch das Grab von Sfars Mutter, die bereits mit 26 Jahren gestorben war; sie war Sängerin gewesen und schön wie Brigitte Bardot.

Aus Kummer über den frühen Tod der Mutter, er war erst vierjährig, begann Sfar, in sich versunken, zu zeichnen, wurde später Cartoonist und Autor. Er arbeitete bis zu dem Terroranschlag von 2015, der zwölf Tote forderte, für

die Satirezeitung *Charlie Hebdo*, wurde ausserdem für seine Comics berühmt, darunter den Bestseller «Die Katze des Rabbiners».

Er habe über sieben Jahre an «Le dernier juif d'Europe» geschrieben, sagt Sfar. Im Lauf der Zeit habe ihn die Gewalt, die er eigentlich beschreiben wollte, bei weitem überholt, der Antisemitismus in Europa sich derartig beschleunigt, dass ihn das Gefühl gepackt habe, kaum mehr mitzukommen. «Vor zwanzig, dreissig Jahren hatte die jüdische Gemeinde nach jeder antisemitischen Attacke schreckliche Angst und sprach offen darüber. Ihr schlug Mitgefühl aus der Bevölkerung entgegen», sagte Sfar in einem Interview mit der *Times of Israel*. Heute sei es umgekehrt, je mehr darüber öffentlich gesprochen werde, desto mehr würden andere animiert, es den Tätern nachzumachen. Wie einer Welt begegnen, in der selbst Juden, in der selbst die Väter sich vom Jüdischsein abwenden, aus erschöpfter, abgestumpfter Angst? Mit einem hilflosen Lachen – daher die Form der Satire. Aber es ist das Lachen des jüdischen Aussenseiters, der sich nur in der eigenen, lauten Stimme dessen versichern kann, dass es ihn noch gibt.

Absolute Heldenverachtung

Matthias Matussek

Monika Maron: *Artur Lanz*.
S. Fischer. 224 S., Fr. 33.90

Eines der lustigsten und vielleicht gänsehauttreibendsten Spektakel der deutschen Feuilletons der letzten Wochen ist das Abschlichten von Monika Maron anlässlich der Publikation ihres wundervoll leichten und augenzwinkernd provokativen Romans «Artur Lanz». Darin wird die Klage erhoben, dass wir unsere Heldensehnsucht fast vollständig in die Fantasiewelt des Kinos verlagert hätten, da der männliche Held in der Wirklichkeit ein übles Macho-Ding sei und ein testosterongesteuertes falsches Mannsein befördere.

Kampf um die kulturelle Hegemonie

Warum lustig? Weil einige Figuren im Roman behaupten, dass man nicht mehr alles sagen dürfe in unserem Lande, worauf die Rezensenten brüllten: Pfui, das geht zu weit, das darf man wirklich nicht sagen, geschweige denn schreiben! Bemerkenswert ist, dass bereits «Flugasche», Marons Debütroman über die Umweltkatastrophe in Bitterfeld in der DDR, dort 1981 nicht erscheinen durfte, denn er handelt auch von beengten Meinungskorridoren.

Doch warum in die DDR schweifen, wenn es um beengte Meinungskorridore bei uns



Zu alt, um die Welt zu verstehen? Autorin Maron im Garten ihres Hauses in Mecklenburg-Vorpommern.

im Westen geht, die jüngst von einer internationalen Gruppe von Intellektuellen und Autoren, von Noam Chomsky bis JK Rowling, beklagt wurden. Denn derzeit sind besonders die Feuilletons in einen Kampf um die politische Diskurshegemonie verstrickt, um die, wie der Marxist Gramsci es nannte, «kulturelle Hegemonie», denn soziale Macht wird auch durch Einschüchterung, Aussperrung, Ächtung ausgeübt. Links oder rechts. Mehr interessiert nicht.

Über Marons Helden Artur Lanz, den die Mutter Artur nannte, weil sie für Arthurs Tafelrunde und Ritterlichkeit und Lancelot schwärmte, lässt sich sagen, dass er ein liebenswerter, lockiger, geschiedener Mann um die fünfzig ist, Angestellter eines ökologischen Instituts. Er fällt der Erzählerin, die auf der Suche nach einem Stoff ist, auf in einem Park, wo er mit einem Ast in den Sand kritzelt, und er fasziniert sie zunehmend. Die Autorin heisst Charlotte Winter und könnte der bald achtzigjährigen Monika Maron entsprechen, die vor allem von Neugier getrieben ist. Und der Suche nach Stoffen, und die liegen sozusagen auf der Strasse.

In der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* rühmt die Rezensentin zunächst die Autorin als «grosse deutsche Schriftstellerin», um sie in der Folge dafür abzufertigen, dass sie nicht ihre politischen Ansichten teilt. Artur Lanz «gehört zur besonders schwachen Männersorte, die der Zeitgeist angeblich neuerdings überall hervorbringe». Angeblich? Hat die Journalistin noch nie von der Schneeflöckchen-Generation be-

sonders im akademischen Milieu gehört, die sich *safe spaces*, also Schutzräume, sucht, weil sie sich ständig irgendwelchen Mikroaggressionen ausgesetzt fühlt? Zum Beispiel Büchern, die ihrem Weltbild widersprechen und demzufolge vom Lehrplan gestrichen werden müssen?

«Gerade noch nicht unmöglich»

Charlotte Winter im Roman: «Es sind nicht die klügsten und sympathischsten Frauen, die der Zeitgeist gerade nach oben spült, im Gegenteil, es sind zum Teil garstige Weiber, die es wagen, die intelligentesten und klügsten Männer zu beschimpfen.» Sie sagt das während einer Abendgesellschaft im linksliberalen Bürger- und bezieht sich auf Doris Lessing, aber das rettet sie nicht – die garstigen Weiber stehen Schlange, um der Maron eins zu verpassen.

«Die Männer sind entmachtet, jammert ein Professor», zitiert die Rezensentin. Um dann «die frauenlosen Führungsetagen des nächsten Unternehmens» zu beklagen und die gegen Frauen gerichtete «häusliche Gewalt im Nebenhause»; kurz, sie beklagt, dass Maron nicht den Roman geschrieben hat, der ihr, der Rezensentin, in den Kram passt. Weshalb sie am Schluss ihrer Rezension meint: «Maron war mal eine grosse Schriftstellerin ...» Puh!

In der ganzen ersten Spalte referiert die Rezensentin die Vorwürfe zweier Journalistinnen der *Berliner Zeitung*. Diese befragten sie nach dem Verlag Exil, in dem Maron jüngst eine Reihe von Essays und Porträts publizierte. Der Verlag werde von der «neurechten» Susanne

Dagen in Dresden geführt, die in einem Manifest gegen die Schikanen ausgesetzt, da für rechts befundenen Verlage auf der Buchmesse protestierte. Warum Maron sich nicht von Susanne Dagen, früher mehrmals als Buchhändlerin des Jahres ausgezeichnet, distanzieren? Die heutzutage wohl verblüffende Antwort Marons: «Ich grenze mich grundsätzlich nicht von Freunden ab, nur weil wir vielleicht unterschiedlicher Meinung sind.»

Zeitgleich mit der FAS holte in der *Welt am Sonntag* ein männlicher Kollege aus und warf ihr, nach einer ganzseitigen, durchaus verschwurbelt rühmenden Besprechung, vor, dass sie, Maron, sich hinter ihren Figuren verstecke.

Über unseren Helden Artur Lanz gingen alle Rezensentinnen und Rezensenten hinweg, als störe er.

Schon im Mai hatte das *Zeit*-Feuilleton Moritz von Uslar geschickt, der die Autorin in ihrem Landhaus in Vorpommern besuchte, um mit ihr nicht über den Roman zu sprechen, sondern sie über ihre Meinung zur AfD zu verhören. Sein gnädiges Fazit: «So gerade noch nicht unmöglich.»

Im SWR wiederum nahm eine mit ihren 57 Jahren auch nicht mehr ganz taufrische Redaktorin Mass, um der knapp achtzigjährigen Schriftstellerin zu bescheinigen, sie sei zu alt, um die Welt noch zu verstehen. «Immerhin erinnert Monika Marons Roman seine Leser an

etwas fundamental Aufklärerisches: den Gedanken nämlich, auch eine andere Meinung als die eigene habe das Recht zu existieren.» Maron auf Facebook: «Na was denn nun, altersverblödet oder fundamental aufklärerisch?»

Über unseren Helden Artur Lanz, der immerhin einmal seinen Hund aus einem Rapsfeld rettet, bevor er in dieser Debatten-Novelle tatsächlich seinen Mann steht (wie er das tut, soll hier nicht verraten werden) – ja, über unsern heutigen Lancelot gingen alle Rezensentinnen und Rezensenten hinweg, als störe er. Er steht im Weg, der männliche Held! Und das haben all diese Rezensionen auf schönste Weise belegt.

Italienische Untiefen

Wolfgang Koydl

Donna Leon: Geheime Quellen. Commissario Brunetti neunundzwanzigster Fall. Diogenes. 320 S., Fr. 33.90

Viel Privates gibt Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht von sich preis. Nicht einmal während ihrer Corona-Selbstisolation erlaubte sie Kameras in ihrer Wohnung. Nur ihre Stimme war zu hören, als sie sich an ihr Volk wandte.

Anders als bei manchen ihrer Amtskollegen konnte man daher auch keinen Blick auf ein Bücherregal erhaschen, um zu sehen, was die Kanzlerin so liest. So ist man auf Vermutungen angewiesen. Aufschlussreich ist dabei, welche Bücher sie höchstwahrscheinlich nicht zur Hand nimmt.

Zu ihnen gehören wohl die Kriminalromane über den venezianischen Commissario Brunetti. Denn würde Merkel die Bücher der amerikanischen Autorin Donna Leon lesen, wüsste sie ein wenig, wie Italien funktioniert – und dass es keine gute Idee ist, dem Land grosszügig Milliardenhilfen zu gewähren, wie sie dies zusammen mit Frankreichs Staatschef Emmanuel Macron getan hat.

Commissario Brunetti weiss, wie es läuft. Seit 28 Jahren ermittelt er in der Unterwelt, der Oberschicht und vor allem in jenem grauen Zwischenbereich, in dem Staat, Mafia, Business und Bürokratie zu ihrem gemeinsamen Wohl und zum Schaden der Bürger ihre schmutzigen Deals einfädeln. Es würde nicht verwundern, wenn schon jetzt Pläne ausgeheckt würden, wie man die EU-Gelder absaugen kann, sobald sie fliessen.

Leon ist eine fleissige Autorin, die jedes Jahr pünktlich zum Sommeranfang einen neuen Roman abliefern. Soeben ist «Brunettis neunundzwanzigster Fall» erschienen. Der Kommissar wird in ein Hospiz gerufen, wo ihm eine

Patientin auf dem Totenbett mitteilt, dass ihr kürzlich verstorbener Mann nicht bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, sondern ermordet worden sei. Wegen des «schlechten Geldes», sagt sie, aber viel mehr kann sie nicht mehr preisgeben, bevor sie stirbt.

Dennoch greift Brunetti den Fall auf. Geduldig entwirrt er den Knoten, zupft hier, zieht da, zwirbelt dort. Am Ende steht tatsächlich ein Mord, aber da sind eben auch – wieder einmal – schmutzige Geschäfte, schmutzige Machenschaften, schmutziges Geld und schmutzige Hände, die sich schamlos bereichern.

Und am Ende steht daher erneut die bittere Erkenntnis des Commissario, dass er zwar die Schuldigen enttarnen kann, dass sie jedoch wohl auch diesmal wieder ihrer gerechten Strafe entgehen – dank ihren Beziehungen, dank ihrem Einfluss, dank ihrem Namen, dank korrupten Bürokraten, dank einem rettungslos überforderten Justizsystem, in dem Fälle so lange verschleppt werden, bis sie verjähren.

Denn hinter der Fassade des bürgerlichen Dolce Vita von Brunetti mit seiner Dachterrassenwohnung, den Kochkünsten von Ehefrau Paola, den prächtig gelungenen Kindern und all den leckeren Tramezzini und Espressi in den Cafés von Venedig verbergen sich Trauer und Enttäuschung über ein Land, das dem Rest der Welt Lebenslust und Lebensgenuss vorgaukelt. Brunetti ist eine tragische Gestalt.

Es wurde oft gerätselt, warum Donna Leon es ablehnt, ihre Weltbestseller ins Italienische übersetzen zu lassen. Sie selber sagt, sie wolle es vermeiden, in Venedig zu einer Celebrity zu werden, die nicht mehr unbeobachtet aus dem Haus gehen könne. Doch berühmt ist sie ohnehin schon, und ausserdem hat sie ihren Wohnsitz mittlerweile ins diskrete Bündnerland verlegt. Vielleicht liegt die Wahrheit viel näher, vielleicht möchte sie einfach nur nicht ihrer italienischen Wahlheimat in deren eigener Sprache derart schonungslos einen Spiegel vorhalten.

Auf Deutsch freilich sind Brunettis Fälle erhältlich und damit auch der Kanzlerin zugänglich. Sie könnte viel lernen über die Untiefen und seelischen Abgründe von *bella Italia*, bevor sie deren teurem Charme erliegt.



BIBEL

Lob der Torheit

Meint einer unter euch, weise zu sein in dieser Weltzeit, so werde er töricht, um weise zu werden. (1. Korinther 3,18) Als töricht möchte niemand gelten. Erstrebenswert ist die Weisheit, und es gibt sie auch ohne Bildung. Mit Torheit ist hier nicht die Lebensklugheit ungebildeter Leute gemeint, sondern das Unvermögen, grundlegende Dinge zu begreifen.

Einer der klügsten Männer, Erasmus von Rotterdam, hat vor 500 Jahren ein Buch geschrieben über die Torheit. Von ihm habe ich den Titel. Sein Lob ist nicht ironisch. Er hält die Torheit für eine wertvolle Eigenschaft, die das menschliche Zusammenleben und die Kultur bereichert.

Seine Betrachtung beginnt bei den Kindern. Warum sind sie so herzlich? Weil sie nicht drauskommen. Ihre verwunderten Blicke, ihre Fehldeutungen und tapsigen Bewegungen erheitern uns. Und wir fühlen uns geschmeichelt, weil sie auf unsere Hilfe angewiesen sind. Was macht den Reiz von Clowns aus? Die Tatsache, dass sie Dummköpfe spielen.

Erasmus bringt auch heikle Beispiele, um den Segen der Torheit zu zeigen: Welcher Mann würde seinen Nacken unter das Joch der Ehe beugen, wenn er klug genug wäre, die Last im Voraus abzuschätzen? Und welche Frau hätte sich mit ihrem Kerl eingelassen, hätte sie zuvor seine Macken, die Schmerzen der Geburt und den Verdruss bei der Kindererziehung gekannt?

Der Torheit ist es zu verdanken, dass sich die Familie als stabilste Lebensgemeinschaft weltweit ausbreiten konnte. Zu bedenken ist zudem, dass sich törichte Menschen weniger ärgern. Sie leben unbeschwert, weil sie ernste Ereignisse, die sich hinter den Kulissen abspielen, nicht wahrnehmen. Zuweilen denke ich über jemanden: So ein Esel! Dann fällt mir ein, dass Jesus nicht auf einem Vollblutaraberhengst in Jerusalem einreiten wollte, sondern ausgerechnet auf einem Esel. Schätzen Sie also Ihre Torheiten nicht gering. Sie haben ihnen viel Gutes zu verdanken.

Peter Ruch

Grösser als Trump

Der Youtuber PewDiePie ist die einflussreichste Figur im Internet. Erstaunlich ist auch, wie der Schwede durch Kritik und Attacken gewachsen ist.

Tamara Wernli

Mit 106 Millionen Abonnenten ist PewDiePie der erfolgreichste Youtuber der Welt, dieses Jahr feiert er mit seinem gleichnamigen Kanal das 10-Jahr-Jubiläum. Um das in die richtigen Relationen zu setzen: Mehr Menschen klicken auf seine Videos als auf die Web-Beiträge aller Journalisten bei Tamedia-, NZZ-, Blick-, Axel-Springer-Gruppe und Hubert Burda Media zusammen. Mit dem Unterschied, dass er sich als Einzelperson an die Spitze katapultiert hat, ohne Verlag oder Produktionsfirma im Rücken.

PewDiePie – ausgesprochen «Pjudipai» – steht für Videogames, Klamauk, Comedy und die unnachahmliche Leistung eines «Content Creator» im 21. Jahrhundert. Wäre er Star-Entertainer in der «realen Welt», spielte er in der Liga von Justin Bieber.

Schabernack und Absurditäten

Anders als Bieber mit seinen Mainstream-Songs verdient der Dreissigjährige, der bürgerlich Felix Kjellberg heisst und aus Schweden stammt, seine Millionen mit Unterhaltungsvideos, die den Massengeschmack vieler Jugendlicher treffen – wobei das Alter seiner Abonnenten nach oben offen ist, was die Schreiberin beweist.

Blondes Haar, blaue Augen, etwas schlaksig, produziert er seine Videos in seinem Haus in Brighton, Grossbritannien, wo er mit seiner italienischen Ehefrau und zwei Hunden lebt. Wäre er nicht Youtuber, könnte man ihn sich gut als kreativen Kopf in der Technologiebranche vorstellen, ein entsprechendes Studium brach er 2011 ab. Keine schlechte Entscheidung: Mit den Videos lebt er seinen Traum, inklusive eines geschätzten Vermögens von 35 Millionen Euro.

Angefangen hat alles mit Videogames. Er führte «Let's Play» bei Youtube ein, das heisst, er spielt Videogames, kommentiert seine Reaktionen während des Spielens und filmt sich dabei. Das reichert er mit törichten Sprüchen an, mit vielen lustigen auch. Hundert Leute wollten das zu Beginn sehen. Aber im Zeitraum 2012 bis 2013, als die Gamer die Faszination von «Let's Play» entdeckten und die Gaming-Com-

munity auf Youtube dadurch schneller wuchs als die Gesamt-Plattform in den USA selbst, traf er den Nerv der Zeit.

Die erste Million Abos knackte er 2012, 2014 erreichte er zwanzig Millionen, hundert Millionen wurden es 2019. Man kann sich vorstellen, dass einer wie PewDiePie 2012, zu einer Zeit, als Youtube für die meisten eine diffuse Parallelwelt darstellte, vor allem für die Eltern seiner vielen jugendlichen Fans schlecht einzuordnen war, dass sie aus dem Hype um ihn nicht so recht schlau wurden.

Im Laufe der Jahre diversifizierte der Göteborger seinen Kanal, baute die Marke aus; es kamen Lach-Challenges hinzu, Comedy, Songs, Buchbesprechungen, launig kommentierte Nachrichten. Er spürt absonderliche Websites auf, über die er sich lustig macht – und nimmt sich bei all dem selbst nicht so ernst.

PewDiePies Erfolgsrezept auf einer Plattform, wo jede Minute über 500 Stunden Aufnahmen hochgeladen werden, ist generell jenes der meisten sehr erfolgreichen Menschen: Risikobereitschaft, Ausdauer, Fleiss

Man wurde das Gefühl nicht los, dass sich Journalisten entschieden hatten, ihn fertigzumachen.

und ausserordentliches Talent. Das Youtube-Prinzip kann man an einem Punkt festmachen: dem Bedürfnis der Menschen nach belangloser Unterhaltung. Und die liefert er.

Seine Performance ist eine harmlose Mixtur aus Schabernack und Absurditäten eines «albernen Kerls» (PewDiePie), der seine treue Fangemeinde dabei stets intensiv involviert. Sein konkreter USP: Er ist immer authentisch. Der Multiunternehmer redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, verzichtet bei seinen Witzen auf den Political-Correctness-Filter. Aber auch seine verletzbare, sensible Seite dringt durch, etwa wenn er sich nach Kritik aufgrund eines Fehlverhaltens entschuldigt und Besserung verspricht, was in den letzten Jahren häufiger der Fall war. Er inszeniert sich als jemand,

der sich nicht inszeniert. Superstars werden in der Regel von den Medien hofiert, nicht so das grösste Internet-Phänomen. Seine Beziehung zu den Medien ist, gelinde gesagt, problematisch. Wohl auch deshalb wünscht er sich die Anfangszeit zurück.

Im Jubiläumsvideo sagte er neulich: «Zwischen 2012 und 2013 hatte ich am meisten Spass, da gab es nur mich und meine Zuschauer und reine Beschleunigung. Aber es kamen viele Hasser dazu, und ich wusste damals nicht, wie ich das handhaben soll.»

Ein Held für Nazis?

Je mehr ein Kanal wächst, desto mehr Neider zieht er an, desto mehr Kritik, auch Verleumdungen. Dann wird jede Äusserung, jeder Witz angreifbar, erst recht, wenn er aus dem Kontext gerissen wird. 2017 beschuldigte ihn das *Wall Street Journal* (WSJ) des Antisemitismus – es war die härteste Zeit in seiner Karriere. Vor allem Eltern und Political-Correctness-Aktivistinnen stiegen weltweit auf die Barrikaden, waren entsetzt über seinen vermeintlich schlechten Einfluss.

Der WSJ-Artikel setzte eine Lawine in Gang: Disney beendete die lukrative Partnerschaft mit ihm, die versammelte Weltpresse nahm die Anschuldigungen auf, kreierte Schlagzeilen wie: «Er war schon immer eine Art Rassist – jetzt ist er ein Held für Nazis» und «Disney beendet Partnerschaft nach antisemitischen Posts».

Man wurde das Gefühl nicht los, dass sich einige Journalisten im Kollektiv dazu entschieden hatten, ihn fertigzumachen. Das Internet, der unbezwingbare Monster-Konkurrent der klassischen Medien, und ein Herumblödeler auf Youtube, der die Journalisten in Sachen Einfluss alle in den Senkel stellte – vielleicht wuchs da der Wunsch nach einem Schuldigen.

Was war geschehen? Der Hobby-Comedian hatte sich über Fiverr lustig gemacht, eine Online-Plattform, die allerlei Jobs für fünf US-Dollar vermittelt. Um diese Absurdität auf «humorvolle Weise» aufzuzeigen, machte PewDiePie ein Experiment, «das zeige, dass man für Geld



«Ich bin ein alberner Kerl»: Superstar PewDiePie alias Felix Kjellberg.

alles kaufen könne». Er buchte zwei tanzende Inder, zu deren Angebot es gehört, alle möglichen Botschaften in die Kamera zu halten, und bestellte ein Pappschild mit der Aufschrift «Tod allen Juden». Obwohl er sich im selben Video dafür entschuldigte – «Ich hätte nicht gedacht, dass sie das wirklich tun würden», er sei nicht antisemitisch, «also versteht die Idee nicht falsch» –, war der Skandal perfekt.

Dass antisemitische Posts nicht das Gleiche sind wie ein Experiment, das mit dem Tabu des Antisemitismus spielt, war vielen Kritikern einerlei. Der Journalist Jochen Bittner

nannte die Antisemitismus-Vorwürfe gegen den Schweden in der *Zeit* unsinnig: «Was ist der prinzipielle Unterschied zwischen einem Jan Böhmermann, der den türkischen Staatspräsidenten übelst beleidigt, um angeblich zu demonstrieren, wo die Satirefreiheit endet, und einem Felix Kjellberg, der bei ein paar Hanseln einen antisemitischen Spruch bestellt, um angeblich blosszustellen, welches bizarre Business das Netz ermöglicht? Beide Darbietungen liessen sich schlicht unter Kunstfreiheit fassen. Breite Verdammung von vermeintlich liberaler Seite erfuhr allerdings nur Kjellberg.»

PewDiePie als Medienopfer zu sehen, wäre aber falsch. Wer so grossen Einfluss hat, sollte nicht leichtfertig geschmacklose Experimente machen. Vielleicht war ja die Verlockung zu gross, noch ausgefallener, noch skurrilere Beiträge zu produzieren. Diesem ständigen Sensationsreiz verfallen viele Youtuber – es ist der Klick-Rausch. Durch die Kontroverse flatterten die Abos noch rascher herein und machten PewDiePie einflussreicher denn je: Am Tag nach der *WSJ*-Veröffentlichung verzeichnete sein Kanal 18 795 neue Abonnenten, am Tag sechs 117 835 (Quelle: *Socialblade*).

Journalisten entdeckten nun weitere Videos, die in ihren Augen die Grenzen sprengten, und berichteten mit Hingabe. Gewiss hat PewDiePie den Comedy-Rahmen mehrfach strapaziert,

Diesem ständigen Sensationsreiz verfallen viele Youtuber – es ist der Klick-Rausch.

und er wird es weiter tun – aber in den vielen tausend Stunden Material findet sich relativ wenig, das man ihm anlasten kann, und nichts, was Rassismus oder Antisemitismus beweisen würde.

Und auch wenn seine vergangenen Jahre geprägt waren von Vorwürfen, er würde seine Verantwortung nicht ernst nehmen, zeichneten sie sich auch durch konstante Selbstreflexion aus. Er schien an den Attacken zu wachsen, sich seiner Verantwortung bewusster werden, arbeitete an seiner Persönlichkeit. Seine Reichweite benützt er immer wieder für gesellschaftliches Engagement; Hunderttausende Dollar generiert er durch Spendenaufrufe, die er auch selbst finanziell unterstützt.

Klassisch liberaler Standpunkt

Mit steigender Popularität wurde PewDiePie von einigen rechten und rechtsradikalen Gruppierungen in den USA vereinnahmt. Besonders seit er sich in Videos gegen das Diktat der Political Correctness wehrte und auch gesellschaftspolitische Ereignisse kommentierte – von einem Standpunkt aus, den man klassisch liberal nennen kann –, verbreiteten sie seine Videos. Einige Medien nahmen das als Anlass, ihm eine Nähe zu Rechtsextremen zu unterstellen, auch wenn er sich von solchen Gruppen stets vehement distanzierte.

Anfang dieses Jahres nahm sich der Superstar eine längere Auszeit. «Ich weiss, das klingt verrückt, aber nach all den Jahren geniesse ich es noch immer, Videos für meinen Kanal zu produzieren», meldete er sich nach der Pause zurück. Und wie immer nimmt man es dem albernen Kerl ab.

Tamara Wernli betreibt selbst einen Youtube-Kanal.



Durch Bambuswände fragmentierte Videobilder: Installation von Minia Biabiany.

Kunst

Riesenwelle im Naturparadies

Valeska Stach

One Month After Being Known in That Island:
Kulturstiftung Basel H. Geiger, Spitalstrasse 18.
27. August bis 15. November

Die Ausstellung erzählt in eindrucksvoller Komplexität von der individuell verarbeiteten Geschichte einer Region, die in Europa wenig bekannt ist. Aus über 800 Inseln besteht die Karibik; die Werke geben einem ein Gespür dafür, wie vielseitig jede dieser Inseln ist. Die im neuen Ausstellungsraum der Kulturstiftung Basel H. Geiger (KBH.G) gezeigten Arbeiten beleuchten Narben und wunde Stellen einer durch die Kolonialherrschaft zerrütteten Gesellschaft. Wie geht man künstlerisch mit dem eigenen kulturellen Erbe um? Nicht nur die inhaltliche Spannweite der Werke ist gross. Es kommen auch ganz unterschiedliche Medien und Mittel zum Einsatz.

Die heutige Struktur der karibischen Regionen wurde stark geprägt durch den Frieden von Basel (1795). Mit dem Ende des ersten Kolonialkriegs und den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Preussen beziehungsweise Spanien wurden die Inseln aufgeteilt;

ihre Identität wurde fortan durch die entsprechenden europäischen Mächte beeinflusst.

Einladung zum stillen Dialog

Die Arbeit von Ramón Miranda Beltrán macht den Auftakt. Eine Holzbank lädt zum stillen Dialog ein. Auf ihr sitzend und von einer Bildprojektion angeleuchtet, wird die Besucherin zur Lesefläche von Artikeln aus dem Basler Friedensvertrag.

Die Künstlerin Elisa Bergel Melo visualisiert Inselumrisse in Form von auf einem Podest angeordneten, beweglich erscheinenden, weiss-lasierten Holzstücken; Inselumrisse, die auf einer Fotografie an der Wand wiederum als Leerstellen auf dem Papier erscheinen. Die monumentale Malerei José Morbáns zeigt mit der Darstellung einer Riesenwelle die Schattenseite des traumhaften Naturparadieses Karibik.

Faszinierend ist die poetische Installation der auf Guadeloupe und in Mexico City lebenden Künstlerin Minia Biabiany. Durch die handgeflochtenen, vom Boden bis zur Decke reichenden zaunartigen Bambuswände schauen wir auf durch das Muster fragmentierte Videoaufnahmen: Sie zeigen eine visuelle Umsetzung des bekannten Kinderlieds «Toli Toli», das auf jeder karibischen Insel gesungen wird. Die Arbeit hinterfragt die französisch-europäisch geprägte Identität Guadeloupes. Sie stellt dem Schweigen, das die politische Situation umhüllt, durch die alte Tradition des Flech-

tens eine Geschichte der Narrative gegenüber. Christopher Cozier zeichnet mit Tinte Bohrkräne aus feinen Linien und Wortformationen. Sharelly Emanuelson öffnet ihr privates digitales Familienalben-Archiv. Tony Cruz Pabón kombiniert tropische Klangelemente mit Musik-Covern und Bildern aus Kino und Werbung. Tessa Mars inszeniert in ihrer Malerei ein Alter Ego, das die Haitianerin auf besondere Weise vertritt.

Nelson Fory Ferreira setzt historischen Statuen in performativen Interventionen einen Afro auf den Kopf. Guy Régis Jr. installiert Sound durch einen Richtlautsprecher, und Madeline Jiménez Santil sensibilisiert für Brüche im Menschsein – mit ihrer vergänglichen, im Aussenraum installierten Wandarbeit und mit den sinnlichen Objekten, die sich im Ausstellungsraum zum Teil auf dem Boden befinden.

Nische für Unbekanntes

Die Kulturstiftung Basel H. Geiger war von der Mäzenin Sibylle Piermattei Geiger (1930–2020) ins Leben gerufen worden. Die in Basel geborene, der Kunst verfallene Enkelin des Pharmazeuten Hermann Geiger gründete bereits 1967 zusammen mit ihrem Ehemann eine nach ihrem Grossvater benannte Stiftung, die bis 2018 in Italien einen Ausstellungsraum führte. Schliesslich beschloss die Philanthropin, den Kunstort in die Schweiz zu bringen. Sie

wollte mit der neuen KBH.G eine Nische für zeitgenössische Kunst schaffen, gratis für die Öffentlichkeit zugänglich und von einem breiten Vermittlungsangebot für Interessierte eingerahmt. Da die Stadt Basel bereits ein sehr hohes Angebot an Kunst und Kultur zu bieten hat, setzte sie auf Diversität, auf das Sichtbar-machen unterschiedlicher, vielleicht noch unbekannter künstlerischer Positionen.

Für den Inhalt der ersten KBH.G-Ausstellung wurde die Caribbean Art Initiative (CAI) unter der Leitung von Albertine Kopp beauftragt. Sie war es, die nach der Auflösung der Davidoff Art Initiative (2012–2018) und dem damit verbundenen Ende des Unterstützungsprogramms durch Stipendien und internationale *residencies* das neue Projekt für

Die neue kulturelle Plattform in Basel bildet eine Brücke zur Welt.

Kunst aus der Karibik initiierte. Es gab eine Ausschreibung für Kunstschaffende in der Region, und es wurde eng mit den Menschen vor Ort zusammengearbeitet, um so die verschiedenen Schaffensweisen zu erkunden.

Raphael Suter hat das Projekt als Direktor der Stiftung begleitet. Nachdem er lange als Kulturjournalist, vor allem für die *Basler Zeitung*, gearbeitet hat, möchte er nun selbst Raum schaffen für Kunst. Es gehörte eine Portion Mut dazu, den Corona-Wirren und aller Unsicherheit zum Trotz im August zu eröffnen und es nicht noch einmal zu verschieben.

Eigentlich war der Event schon für Juni geplant gewesen, wenige Wochen bevor die Gründerin verstarb. Der Kuratorin Yina Jiménez Suriel und dem Kurator Pablo Guardiola war es aufgrund der Reisebeschränkungen leider nicht möglich, nach Basel zu kommen. Aber viel schlimmer wäre es gewesen, wenn die Werke nicht hätten gezeigt werden können. Nun sind die Arbeiten von elf Künstlerinnen und Künstlern aus unterschiedlichen Regionen der Karibik sowie ihrer kulturellen Diaspora in den Räumlichkeiten der KBH.G zu bewundern.

Der neue Ausstellungsort wurde über eine öffentliche Ausschreibung der Stiftung gefunden. Wie es der Zufall wollte, lag das Gebäude, eine ehemalige Fabrik, direkt neben dem Architekturbüro Christ & Gantenbein, das für die Gestaltung hinzugezogen wurde. Die 400 Quadratmeter grosse Fläche im Hochparterre wurde von Trennwänden befreit und in ihre ursprüngliche, rohe Form zurückverwandelt.

Es entstand ein grosser, durchgängiger Raum. Fenster wurden freigelegt, die schwarzen Wände weiss gestrichen, ein neuer Pirelli-Boden erinnert in seiner stilbewussten und zugleich schlichten, robusten Optik nicht nur

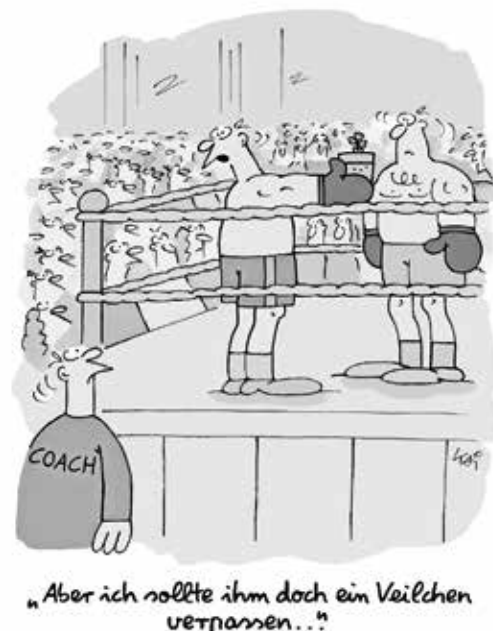
an den italienischen Background des Projekts, sondern lässt auch den Eindruck eines sich in stetiger Entwicklung befindenden Studio-raumes erwecken.

Kulinarische Workshops

Laut Emanuel Christ, der den Umbau leitete, soll der Ort eher ein Atelier sein als ein Galerie-raum. Es solle spürbar sein, dass hier gearbeitet wird. «Kultiviert, charmant und intelligent» solle der Raum wirken, simpel und praktisch. Tatsächlich ist weiterhin *work in progress* angesagt. Es soll weitere Fenster für mehr Tageslicht geben und die Fassade renoviert werden. Der bisher markanteste Eingriff in der ehemaligen Fabrik für Mikromotoren sei das Raumcharakter-bildende Schaufenster, durch das man von aussen auf einen runden Holztisch im Eingangsbereich blickt, um den ein paar Stühle angeordnet sind. Der Tisch stehe neben seiner pra—ktischen Nutzung auch symbolisch für einen Treffpunkt, für Austausch und Gespräch – über Kunst und über gesellschaftsrelevante Themen.

Zur Ausstellung gibt es einen Katalog mit Interviews, ausserdem finden viele begleitende Events statt: DJ-Live-Sets auf Radio X, eine Podcast-Reihe in Kooperation mit der Hochschule für Gestaltung und Kunst von der FHNW, eine dreiteilige Filmreihe im Stadtkino Basel, öffentliche Führungen, eine Lesung haitianischer Literatur und angeleitete Familientage inklusive kulinarischer Workshops.

Sancocho, Mais-Tamal und Zuckerwatte konnte man bereits am Eröffnungstag mit Freude unter buntem Sonnenschirm und Lichterkette geniessen. Auch das gehört wohl zur Identität der Stiftung: Die neue kulturelle Plattform in Basel bildet eine Brücke zur Welt, unterstützt eine neue Generation von Kunstschaffenden und lässt interkulturelle Perspektiven wachsen.



Serien

Im Wald der Bestie

Wolfram Knorr

Devs (USA, 2020)

8-teilige Serie von Alex Garland.

Mit Nick Offerman, Sonoya Mizuno, Zach Grenier.

Ein Märchen? Ein Mädchenkopf mit Pferdeschwanz ragt aus den dichten grünen Wipfeln eines Nadelwaldes. Er ist riesig, mit starrem Blick nach unten, das Kind hat die Arme erhoben. Die fabulöse Manifestation eines Künstlers, halb Salvador Dalí, halb Jeff Koons?

Die bunte Riesenpuppe ist das Logo, das wichtig-dominante Markenzeichen des Software-Konzerns Amaya. Der bärtige, wald-schratartige Forest (Nick Offerman), Salatblätter in sich hineinstopfend wie Treibstoff, ist der milliardenschwere Eigner. Vor Jahren verlor er Frau und Tochter bei einem Verkehrsunfall.

Mysteriöse Logarithmen

Über den Verlust kam er nie hinweg; er richtete der Tochter überlebensgross, wie ein grimmsches Sterntaler-Mädchen, ein Denkmal im Zauberwald. In diesem Wald arbeitet Forest an einer wunderbaren Zukunft: Mit einem Quanten-Computer will er die letzten Geheimnisse der Wirklichkeit entschlüsseln, Raum und Zeit beherrschen. Zwischen den Kiefern erglänzt das kubusartige Gebäude, eine Art Hightech-Camelot, aus goldschimmerndem Beton und Glas, in dem eine ausgewählte Gruppe mysteriösen Logarithmen nachspürt.

Sergei (Karl Glusman), dem Lebensgefährten von Lily (Sonoya Mizuno), beide sind Angestellte bei Amaya, wird die Ehre zuteil, ins Sanktuarium eintreten zu dürfen. Forest höchstpersönlich geleitet ihn hinein, und als Sergei einen ersten Einblick gewinnt, ist er fassungslos. Was er allerdings zu sehen bekommt, erfährt man nicht.

Sergei wird ermordet und der Mord als Selbstmord manipuliert, als öffentliche Verbrennung – was Lily, am Boden zerstört, niemals akzeptiert, mag Forest noch so grosses Mitgefühl zeigen. Mit Hilfe eines Ex-Freundes (Jin Ha) enthüllt sie eine gewaltige Fake-Intrige um Sergei, einen russischen Spion. Lily sucht Hilfe, selbst bei Forest, der aber auch nicht koscher ist und sein Sicherheitschef Kenton (Zach Grenier) schon gar nicht.

«Devs», die Abkürzung für *developments* (Entwicklungen), ist der jüngste Wurf des zurzeit wohl innovativsten Science-Fiction-Talents: der Brite Alex Garland, Sohn einer Psychoanalytikerin und eines Karikaturisten, Absolvent eines Studiums der Kunstgeschichte und Autor des enorm erfolgreichen Romans



Mitten im dystopischen Albtraum: Sonoya Mizuno als Lily Chan in «Devs».

«The Beach» (1996), der mit Leonardo DiCaprio verfilmt wurde.

Mit dem Regisseur Danny Boyle begann Garland eine fruchtbare Zusammenarbeit («28 Days Later»), bis er sich 2015 in utopische Gefilde pirschte und mit «Ex Machina» einen intellektuellen Wurf landete, der mehrfach ausgezeichnet wurde (er erhielt auch einen Oscar für visuelle Effekte und eine Nominierung fürs Buch).

Drei Jahre später folgte «Annihilation», was zum Streit unter den Produzenten führte: Der Film sei nichts fürs Kino. Netflix übernahm. Geht es in «Ex Machina» um künstliche Intelligenz, den Androiden Ava, dreht sich in «Annihilation» die Handlung um ein rätselhaft verseuchtes Gebiet. «Ex Machina» ist mit Sicherheit von Villiers de L'Isle-Adams Roman «L'Eve future» (1886, «Die Eva der Zukunft») inspiriert, in dem Edison eine elektrische Frau baut. «Annihilation» dagegen erinnert vage an Andrei Tarkowskis «Stalker» (1979).

«Ex Machina» und «Annihilation», in einsamen Regionen angesiedelt, erzählen von Grenzgängern in verbotenen Zonen. «Ex Machina» kreist um die Frage, inwieweit ein Androide ein Ich, ein moralisches Bewusstsein entwickeln kann, und in «Annihilation»

Garland verknüpft philosophische Kontroversen raffiniert mit einer emotionalen Thriller-Handlung.

versinkt eine Biologin in einer unwirklichen, halluzinierten Welt, in ein Kafka-Panorama, das zum LSD-Rausch mutiert. Das Ziel wird zur Fata Morgana, niemand bekommt es zu fassen: Das eigene Ich als des Menschen Falle, Hindernis und Illusion. Für den schnellen Genuss taugen diese Filme nicht, auch wenn sie von betörender Ästhetik sind.

In Garlands jüngstem Opus, «Devs», einer achtteiligen Serie, die von Anfang an für den

Stream konzipiert wurde, wird Lily zwischen Sein und Schein, Zufall und Notwendigkeit fast zerrissen – und von ihrem Beharren auf Aufklärung, was ihrem Freund widerfuhr.

In aseptischer Frostigkeit, wie unter einer Klarsichtpackung, entfaltet sich ein Ambiente von atemberaubender Stille, ähnlich einem Staudamm, der das Wasser zurückhält und aufgeladen ist mit potenzieller Energie und gewaltigem Druck. Eine enorme Spannung, die dem Zuschauer keine Ruhe lässt.

Sanftmütiger Tech-Heiland

Die Tech-Welt wirkt wie unter Frost, der Wald um Amaya kalt wie Neon (Kamera: Rob Hardy), und das nächtliche San Francisco glimmt und glüht wie ein verlorener, zusammengescharrter Haufen Kohle. In dieser irrealen Atmosphäre räsoniert Forest über den freien Willen versus Determinismus. Wenn alles Handeln von Gedanken vorbestimmt ist, müsste man alles berechnen können, auch Vergangenheit und Zu-

kunft. Der hippieske Philosoph Forest mimt als sanftmütiger Tech-Heiland redselig den verständnisvollen, unkomplizierten Helfer Lils.

Garland, der philosophische Kontroversen mit einer emotionalen Thriller-Handlung raffiniert verknüpft, hat mit «Devs» eine der besten Serien seit langem geschaffen und entlarvt ganz nebenbei das Image der Start-up-Helden: Im Märchenwald lässt sich manch unschönes Problem einfach lösen. In ihrem soeben erschienenen Buch «Code kaputt» bekennt Anna Wiener, die lange im Silicon Valley die Zukunft suchte, in Wahrheit «im Tal der Bestie» gelandet zu sein.

Klassik

«Die Madonna möge uns beschützen»

Christian Berzins

Klassik-Sommerfestivals:

Ravenna, Salzburg, Engadin, Luzern

Als ich am 2. April die Nase voll von Streaming-Angeboten hatte und bald ein Festival nach dem anderen abgesagt wurde, wurde mir schlecht: Der erste Sommer seit 1980 ohne Salzburg?! Kein Konzert im Cellobauch der Kirche Saanen? Keine KKL-Abende? Ich tat, was ich 22 Journalistenjahre lang gemacht hatte, bestellte meine Salzburger Festspielkarten, als sei da gar nichts in der Luft, und zündete eine Kerze für die heilige Cäcilia mit der Bitte an, die Schutzpatronin der Musik möge ein Wunder vollbringen.

Und siehe da: Am 16. Juni ging ausgerechnet in Ravenna die Sonne des Festspielsommers auf. Bald darauf war ich zwei Abende in Ernen, vier im estnischen Pärnu, eine Nacht bei einem Drive-in im freiburgischen Charmey und vier in Salzburg.

Danach schwänzte ich erschöpft die Festivals in Davos, Klosters und im Engadin, besuchte dann aber das Lucerne Festival, schliesslich am Wochenende des 22./23. August zwei Konzerte der Swiss Alps Classics in Andermatt. Und von dort ging's noch am selben Tag nach Basel ins renovierte Casino. Der Festivalsommer war vorbei, die Spielzeit konnte beginnen.

Wer will da jammern!

Der Start in Ravenna war ein Fanal. Die von Riccardo Muti dirigierte Nationalhymne klang nicht nur im Vers «Lasst uns die Reihen schliessen, wir sind bereit zum Tod» schauerlich schön. Der Redaktor des Lokalblatts zitierte das Höchste an italienischer Poesie, den letzten Vers aus dem Höllen-Kapitel von Dantes «Göttlicher Komödie»: «E quindi uscimmo a riveder le stelle» («Dann grüssten wir beim Austritt

neu die Sterne»). Ich höre die Sopranistin noch jetzt, wie sie Mozarts «Exsultate, jubilate!» (Er hebt euch, jubelt!) singt.

Die mutigen Kleinen

Mal waren die Schutzkonzepte besser (Italien), mal waren sie schlechter (Schweiz, Estland und Österreich). Doch Maske hin, Abstand her: Am 1. August sass ich freudig-nervös in der Salzburger Felsenreitschule (man hatte in einem unglaublichen Willensakt ein neues, dreissigtägiges Festival auf die Beine gestellt!), im Graben brach ein Orchesterorkan los, und dann passierte es: Tränen kullerten über meine Maske.

Verfluchte Musik, unergründbar mächtiger Zauber. Eine nasse Maske muss der Albtraum eines jeden Virologen sein. Ob beeinflusst vom monatelangen Entzug und der namenlosen Freude, endlich wieder in einem Opernhaus zu sitzen: Einen Tag später bei Mozarts «Cosi fan tutte» war es genauso. Seit 1984 hat man in Salzburg keine bessere «Cosi» gehört.

Jetzt galt die Aufmerksamkeit wieder der Musik und den Interpreten, jetzt durfte und sollte geurteilt werden. Schluss mit dem «Danke, spielt ihr für uns». Das bekam Daniel Barenboim zu spüren, als er vom Bayerischen Rundfunk nach seinem Salzburger Jubiläumsrezital in Grund und Boden geschrieben wurde. Gut so. In den Schweizer Alpen herrschte dagegen eine heile Welt. Und auch Euphorie.

Beim Engadin Festival merkte man rasch, wie man von den Absagen der Grossen profitierte. Khatia Buniatishvili sagte ab – schwups, hatte man Legende Martha Argerich engagiert. Jahrelang hatte man darauf gewartet. Die Kleinen gewannen mit ihrem Mut zum Spielen Publikum und Sympathie.

Aber dann begann der Zirkus wieder. Festivals rafften sich auf, wechselten noch Ende Juni das Programm. Argerich spielte jetzt überall. Naturgemäss auch am wiedererwachten Mini-Lucerne-Festival. In der «Seebar» und im «Lucide» war das Personal rasch so überfordert wie in einem echten Festspielsommer. Niemandem fiel im Corona-Trubel auf, dass sich der Luzerner Chefdirigent in Mailand verschanzt hatte und sich nicht vor sein Orchester traute.

Und dann war da noch die Kultur-Oma im Kartenbüro, die laut sagte: «Wissen Sie, was mir an den diesjährigen Festspielen besonders gefällt? Es hat keine Chinesen in Salzburg, und es gibt für jede Vorstellung Karten.»

Vor einem Jahr liessen wir uns an den Festivals die Taschen nach Waffen absuchen, zitterten vor dem Terror. In Ravenna streckte mir im Juni die Festivaldirektorin vor der Kirche die Hand entgegen und sagte: «Die Madonna möge uns beschützen.» Ich sagte nicht, dass auch Cäcilia die Hand im Spiel habe.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Jazz

Ohne Lug und Trug

Peter Rüedi

Kenny Barron / Dave Holland Trio,
featuring Johnathan Blake:

Without Deception. Dare2Records DR2-011

Es gibt, auch im Jazz, Musik, die wird mit jedem Hören grösser, weil wir (etwas pathetisch gesagt) mit ihr wachsen. Weil wir ihre beiläufigen Sensationen zunächst überhören. Was nicht mit den Ausrufungszeichen des deklariert Innovativen auftritt, entdecken wir erst langsam, dafür vielleicht umso nachhaltiger.

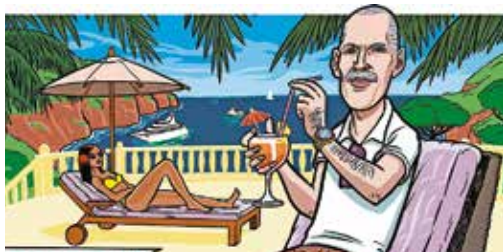
Pianist Kenny Barron, mit gut 77 Jahren lebendiger denn je, ist ein Vertreter dieser gänzlich unkoketten Bescheidenheit. «Die Musik kommt nicht von dir, sie kommt durch dich», meint er. Und Ron Carter, sein langjähriger Freund und Partner: «Wenn Kenny so gut spielt, denken einige Dummköpfe: Jeder kann das, es ist so leicht.» Seine eminente Klavierkunst ist nicht leicht, sie scheint nur so, wie vieles, was auf Anhieb einleuchtet. Welche Unterzüge und Obertöne, welche emotionalen Hallräume diese Beiläufigkeit entfaltet, ist der lustvollen Entdeckerfreude des Hörers anheimgestellt.

Kenny Barron ist nach dem Tod von Pianisten wie Hank Jones, Barry Harris, Cedar Walton und anderen, allen voran dem des von ihm bewunderten Tommy Flanagan, des letzten Vertreters einer pianistischen Jazzklassik, die ohne orthodoxe Schulmeisterei von den Erfindungen der Bebop-Grössen Bud Powell und Thelonious Monk ausgeht und diese verlängert. Mit makellos glänzenden Melodieläufen und mit einer ebenso vieldeutigen wie unpräzisen Harmonik, mit einem unfehlbaren Sinn für rhythmische Brisanz («Rhythmisch denke ich wie ein Drummer. Daher kommt die ständige Vorwärtsbewegung») ist Kenny Barron ein unvergleichlicher Team-Player, voller Neugier für das Interplay mit seinen Partnern.

Mit Dave Holland hat er zuletzt vor fünf Jahren im Duo «The Art of Conversation» gepflegt (wie in vielen Duos zuvor, am bekanntesten ist vielleicht das mit Stan Getz, kurz vor dessen Tod aufgenommen). Jetzt ist zum solistisch singenden und fundamental swingenden britischen Meisterbassisten der junge Drummer Johnathan Blake gestossen, stupend in der Präzision auf den Cymbals und mitreissend mit seiner rollenden Rhythmik. In der Offenheit und Inspiration der Kommunikation und in der unangestregten Gelassenheit ans Herz greifender Trio-Jazz.

«Without Deception»: Musik ohne Lug und Trug, Allüren und Ausreden – eine kongeniale späte Fortsetzung von Tommy Flanagans bahnbrechendem Frühwerk «Trio Overseas».

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT Der kochende MvH Mark van Huisseling

Vorvergangene Woche war ich auf Capri, *heavy user* dieser Spalte wussten's schon. Es war das erste Mal – und ich hätte es die längste Zeit nicht für möglich gehalten –, dass ich mich drauf freute, bald wieder was anderes zu essen als immer nur italienisch. Damit wir uns richtig verstehen: Ich mag Paccheri, Fisch und Gemüse vom Grill, Brotsalat oder mit Ricotta gefüllte Zucchini Blüten sehr. Aber nicht unbedingt zweimal am Tag während einer Woche.

Richtig zwischen den Zeilen gelesen: MvH isst kein Fleisch respektive fast kein Geflügel mehr (wie seit ein paar Jahren sozusagen alle, die in einer grösseren Stadt leben und ein bisschen nachhaltig unterwegs sein wollen, aber trotzdem viel fliegen, ich weiss). *Frutti di mare* dagegen waren nie mein Ding, da spukt der Zeitgeist nicht mit, ich verstehe wirbellose Weichtiere und *bottom feeder* einfach nicht zu schätzen.

Zurück zu Pasta, Pizza und Fisch. Ach, bevor ich's vergesse, Risotto war noch im Angebot – *I love it*. Bloss nicht im August, bei dreissig Grad. Apropos Fisch: Neunzig Prozent davon (Quelle: Behauptung MvH) waren importiert, wie in der Migros am Kreuzplatz also. Die restlichen zehn, mehr oder weniger, lokalen Prozent verschwanden unter Salzkrusten, um als «Fang des Tages» auf der Rechnung wieder aufzutauchen, für 150 Euro/Kilo (Salz inklusive). Kabeljau, Dorsch und Co. waren eher langweilig, als sie endlich auf meinem Teller ankamen. Weniger wegen der weiten Reise, mehr wegen der Zubereitung – drei Tropfen Olivenöl und ein paar Körner Meersalz reichen kaum für *gioia*, nicht bei der Ausgangslage. Köche in/Rezepte aus Nordafrika, dem Mittleren Osten (wo ist Yotam Ottolenghi, wenn man ihn braucht?) oder Asien wüssten,

wie's geht sowie, damit das auch gesagt ist, der Schreibende ebenfalls.

Da ich grad über mich schreibe ausnahmsweise (okay, das war eine Untertreibung): Ihr Kolumnist betreibt zurzeit sogenanntes Speed- oder Intermittent-Fasting. Dabei geht es darum, entweder 16 Stunden am Stück nichts zu essen beziehungsweise zweimal die Woche 24 Stunden zu fasten. Ich mach' Variante eins (von der zweiten bekam ich Kopfweg). Wozu? Gewichtsverlust strebe ich nicht an – ich bin 1,96 Meter und wiege 81 Kilo –, stattdessen mehr Wohlbefinden, weniger Völlegefühl sowie wieder mal Hunger verspüren. «Appetit, nicht Hunger» würde meine Mutter dagegenhalten. «Nur wer einen Krieg erlebt hat, kennt Hunger.»

Ausserdem macht Jack Dorsey ebenfalls Speed-Fasting; der Twitter-Gründer ist wohl der coolste der Silicon-Valley-Milliardäre, und er hat meistens Model-Freundinnen. Um wie immer ehrlich zu sein: Bei uns zu Hause hat Bambi die Diät, sagen wir, «vorgeschlagen». Dann macht man mit als Familienunterhaupt, nicht wahr? Sie fand, nebenbei erwähnt, das Essen auf Capri super. Unser Sohn ebenfalls, schon klar – er isst nichts ausser Pasta und Pizza (er ist dreieinhalb).

Ein weiterer Vorteil des Intermittent-Fasting: Man kommt ums italienische Frühstück rum. Was kein Verlust ist, denn schwarzer Kaffee ist erlaubt, es heisst dann *dirty fasting*, das klingt sowieso besser, finde ich. Wenn wir's davon haben: Weshalb bekommen sie in Italien, trotz der dortigen Kochkunst, keinen Tee hin? «Für mich bitte frische Minze mit Ingwer und Honig.» – «Wir haben nur Schwarztee im Beutel; *mi scusi, signore*.» Man fragt sich: Was trinken eigentlich die Trophäenfrauen aus Mailand, Rom und Neapel, die acht Wochen Sommerferien im Haus auf Capri verbringen, wo sie mit dem Lebensretter rummachen, während der Ehemann in Mailand, Rom und Capri die Sekretärin vögelt? Einen Augenblick: «Das Klischee ist der Handlauf des verkrüppelten Geistes», soll W. C. Fields gesagt haben? Und MvH schreibt: Klischees haben einen wahren Kern, sonst wären es keine (Klischees). Schwarztee im Beutel etwa?

Retour in Zürich, besuchte ich die Vernissage von «The Goldfinger Files», die im «Resident», einem sogenannten Co-Working-Space im Seefeld, und somit ganz nahe meines Nicht-Co-Working-sondern-Einzelbüro-Space stattfand. Peter «James Bond des Schweizer Onlinejournalismus» (persönlich.com) Wälty brachte

zusammen mit Steffen Appel einen Bildband heraus über die acht «Goldfinger»-Drehtage im Juli 1964 im Urserental. Tatsächlich, das ist abschliessend der Inhalt des Buchs (es erschien im Steidl-Verlag, kostet 49 Franken und macht meinen Freund Peter ab sofort auch zum James Bond der Buchideenverkäufer).

Die nächste gute Nachricht: Sobald wieder Werke verlegt werden, die, *respectfully*, doch eher nerdige Interessen bedienen, ist die Welt ein bisschen normaler als noch vor ein paar Wochen oder Monaten. Vielleicht ist der Weg retour zu einer wunderbaren Welt doch kürzer, als wir die längste Zeit meinten.



UNTEN DURCH Wildkamera Linus Reichlin

Mein Freund Bruno hat sich eine Wildkamera gekauft, die von einer Jagdzeitschrift die Note «sehr gut» bekommen hatte. Die Kamera hat einen Bewegungssensor, der automatisch Bilder von Rehen, Waschbären und Förs tern macht. Bruno bat mich, ihm bei der Befestigung der Kamera zu helfen. Ich dachte, es handle sich um eine Befestigung an einer Fichte im Wald, also zog ich Gummistiefel an. Doch wie sich herausstellte, wollte Bruno die Kamera im Wohnzimmer einer Frau befestigen, die er vor drei Wochen im Tangokurs kennengelernt hatte. «Ich will Elisa nicht überwachen», sagte er, «ich möchte nur wissen, ob sie sich wirklich nicht mehr mit ihrem Ex-Freund trifft.» Bruno zeigte mir Fotos von ihr. Es ist immer schwierig, wenn der beste Freund einem Fotos seiner neuen Freundin zeigt. Wenn sie nicht gut aussieht, darf man es sich nicht anmerken lassen, und wenn sie hammermässig aussieht wie Elisa, muss man so tun, als stehe man nicht auf diesen Typ Frau. «Sie ist sehr hübsch», sagte

ich in sachlichem Ton, «aber mein Typ Frau ist sie nicht.» In Wahrheit konnte ich es kaum erwarten, Fotos von Elisa und ihrem angeblichen Ex-Freund in flagranti zu sehen und in Reizwäsche, wobei es mir weniger um die Reizwäsche ihres Ex-Freundes ging: Ich mag keine Männer, die knappe Slips mit halbkugligen Fronteinlagen zur optischen Vergrößerung von zu kurz Geratenem tragen.

«Okay, ich mache mit», sagte ich, «aber nur, weil du mein Freund bist.» Elisa hatte Bruno bereits den Schlüssel zu ihrer Wohnung anvertraut. Das war zwar noch kein Beweis ihrer Treue, aber es ersparte uns wenigstens einen Einbruch. Wir mussten mit dem Aufschließen der Wohnung nur warten, bis Elisa zur Nachtschicht gefahren war. Sie war Krankenschwester, deshalb roch es in ihrem Wohnzimmer ein wenig nach Leichen, fand ich. «Spinnst du?», flüsterte Bruno, «das ist Black Opium. Das Parfüm habe ich ihr geschenkt.» Ich fragte mich, weshalb sie sich für den Dienst im Spital so aufwendig parfümierte. Hatten die dort kein richtiges Opium? «Ist ihr Ex-Freund zufällig Chefarzt?», flüsterte ich, und Bruno flüsterte: «Nein, irgendein Projektleiter.» Ich erinnerte mich, mal gelesen zu haben, dass Projektleiter Projekte genau so sehr leiten wie Zitronenfalter Zitronen falten: nämlich gar nicht.

Wir suchten nun einen Ort, an dem wir die Wildkamera verstecken konnten. Bruno flüsterte: «Wenn sie ein Bücherregal hätte, könnten wir die Wildkamera hinter den Büchern verstecken.» Aber Elisa hatte nicht ein einziges Buch. «Das fällt mir jetzt auch auf», flüsterte Bruno beunruhigt. Vor einigen Jahren hatte er einmal zu mir gesagt: «Ich könnte nie mit einer Frau Sex haben, die Literatur nicht liebt.» Offenbar hatte Elisa ihn durch ihren Formenreichtum von seiner löblichen Einstellung abgebracht. «Sie tanzt auch nicht sehr inspiriert Tango», flüsterte Bruno, der übrigens eine schwarze Skimütze über dem Gesicht trug, mit zwei ausgeschnittenen Löchern, durch die nun seine Augen sehr traurig blickten. Auch meine Begeisterung für Elisa kühlte sich ab. Denn wir fanden in dieser unglaublich funktional und spartanisch eingerichteten Wohnung keinen einzigen Ort, an dem man eine Wildkamera verstecken konnte. Das sagt doch viel über eine Frau aus!

In der Wohnung von Elvira, der früheren Freundin von Bruno, hätte man überall Wildkameras verstecken können: in ihren riesi-

gen Hängeblumentöpfen, hinter den siebzig Familienromanen im Bücherregal, hinter den verspielten Dekorationstüchern an den Wänden. Man hätte die Kamera auch einfach nur auf Elviras Sofatisch stellen können, denn da lagen so viele Frauenzeitschriften, Sudokuhefte, Kochbücher und zerknüllte Tränentaschentücher, dass ihr eine Kamera gar nicht aufgefallen wäre. «Wie geht's eigentlich Elvira?», flüsterte ich, als Bruno und ich wieder in seinem Auto saßen und nach Hause fuhren. «Komisch», flüsterte Bruno, «an Elvira habe ich auch grad gedacht. Ich glaube, ich rufe sie mal wieder an.» – «Müssen wir jetzt eigentlich noch flüstern», flüsterte ich, «oder ist die Wahrheit schon gesagt worden?»



FAST VERLIEBT

Sex first

Claudia Schumacher

«Ich habe ihm vor dem ersten Date gesagt, er solle doch bitte mit Trainerhosen kommen, damit ich noch eleganter wirke – und er hat es gemacht!» Meine Coiffeuse kichert und scheint fast zu platzen wie eine Glühbirne, durch die zu viel Strom schiesst. Sie hat sich verknallt und schwärmt von dem Typen, den sie gerade kennengelernt hat.

Sie seien sich ähnlich, es passe so gut: Humor, Freigeist und ein ausgeprägter Sinn fürs Nachleben auf beiden Seiten. «Online kennengelernt?», frage ich. «Klar», sagt sie. Ich denke an meine Freundinnen, die eine Beziehung suchen und mit Online-Dating leider wenig Glück haben. «Wahrscheinlich nutzen die andere Plattformen als ich», sagt meine Coiffeuse. Als ich es genauer wissen will, huscht ihr ein Hauch Schamesröte über die Wangen. Dann gibt sie sich einen Ruck: «Also, pass auf...» Sie erzählt mir von einem Dating-Portal, auf dem

es in erster Linie um Sex gehe, nicht um Liebe. Anstatt im Profil romantische Vorstellungen aufzulisten, beschreibe man dort detailliert seine sexuellen Präferenzen. «Dann ist das aus dem Weg», sagt sie, «und weisst du: Liebe kann man eh nicht suchen.» Das sei doch wie beim Shoppen: Suchst du ein spezielles Paar Schuhe oder ein bestimmtes Kleid, findest du es garantiert nicht. «Das Leben funktioniert nur beiläufig, es lässt sich nicht erzwingen, meine Meinung», sagt sie. «Wie lief das dann beim ersten Date, seid ihr direkt in der Kiste gelandet?», frage ich. «Nein, wir sind nach dem Essen noch zu mir und haben uns bis zwei Uhr nachts unterhalten», sagt sie. «Dann ging er heim. Seitdem haben wir uns jeden Tag gesehen.» Das klingt romantisch. Der Sex kam dann auch bald. «Im Bett ist es richtig gut», meint sie, «weil wir da über nichts reden müssen. Steht ja alles schon online.»

So verdreht mir das alles erscheint: Ist da nicht was dran, dass man Liebe eigentlich nicht suchen kann? «Es gibt nichts Abturnenderes als das Gefühl, jemand will was von dir, bevor er dich überhaupt kennt», sagt sie. «Da kann es ja nicht um mich gehen.» So laufe es doch beim klassischen Online-Dating: Alle sind verzweifelt auf der Suche, und dann treffen sich zwei, die unbedingt jemanden zum Heiraten suchen und notfalls diese Person im anderen sehen, auch wenn es gar nicht passt. «Ich suche nicht, aber wenn es sich beiläufig ergibt, *bon*», sagt sie. Als ich einer Liebe suchenden Single-Freundin vom Gespräch mit meiner Coiffeuse erzähle, sagt sie sofort: «Das ist nichts für mich.» Aber dann wirkt sie neidisch – und ich ziehe den Hut vor der Libertinage meiner Coiffeuse. Und vor der inneren Logik ihres «Sex first»-Ansatzes.



Taufbecken verirrter Seelen

Am heiligen Meer Sibiriens.



Was hätte ich verpasst? Baikalsee an der Grenze zwischen der Oblast Irkutsk und der Republik Burjatien.

Da wurden wir alle, die in diesen Tagen auf der Welt sind, einst durch einen Tunnel gepresst, vom Dunkeln ins Helle, vom Warmen ins Kalte, und seither durchwandern wir unsere Existenzen in einer Zeit, die wir uns nicht ausuchen konnten. Das mag nach keiner grossen Sache scheinen, Schicksal und erweiterter *Conditio humana*, nach einer, über die man sich nicht gross Gedanken machen sollte; Nachdenken über das Unabänderliche ist Zeitverschwendung.

So braucht der Mensch Glück. Nicht nur, dass er einigermaßen unversehrt an Körper und Geist durch seine Jahre waten kann, bevor er dereinst hinfällt und nicht und nie mehr aufstehen kann. Er braucht ebenfalls Fortune mit der Epoche und deren jeweiligen zivilisatorischen Eigenschaften, in die er blindlings geplumpst ist und erst viel später sieht, in was er da eigentlich hineingeraten ist.

Der grösste Feind des Menschen

Wenn es eine Zeitmaschine nach der Sehnsucht vergangener Zeiten gäbe, in denen man jenes Verlangen nach Geborgenheit glaubt finden zu können, das man in den seinen vermisst, würde ich mich für ein paar Wochen zum Anbeginn des Holozäns zurückversetzen lassen. Zurück in die Zeit, als der grösste Feind des Menschen nicht der Mensch war, sondern Raubkatzen oder Bären. In diese Tage vor knapp 12 000 Jahren, als der Mensch am Scheideweg stand, als er sein Umherziehen aufgab und sich wohl für immer setzte. Als er seinem Nomadentum davonlief, die Ein-

fachheit des Lebens hinter sich liess, vielleicht auch seine Bestimmung, die darin bestand, von einem Ort zum andern zu ziehen, zu jagen, zu sammeln, zu essen und sich fortzupflanzen. Als er sich für ein bisschen Sicherheit in fatale Abhängigkeiten begab; dass das, was er säte, auch gedieh, dass das Vieh, das er sich hielt und nicht mehr jagte, gesund blieb, dass sein Nachbar nicht begehrte, was er besass und umgekehrt.

Was hätte ich verpasst? Die Verfeinerung der Zivilisation, die Transformation des Einfachen zum Komplizierten, all das Wissen um die Welt um mich herum, Dostojewski, Picasso, Shakespeare, Mozart, Michael Jackson. Was würde ich vermissen ausser der Serie «Californication»?

Das alles fragte ich mich vor ein paar Jahren am Baikalsee, dem heiligen Meer Sibiriens, diesem riesigen Taufbecken für verirrte Seelen. Hundert Kilometer auf dem Baikal-Trail, fünf Tage Nomadendasein, von Sewerobaikalsk, dessen einzige Blumen die sibirischen Frauen sind, nach Chakusy, wo es heisse Quellen gibt, ein paar Holzhäuser und eine Bar ohne Namen. Kein Handyempfang, keine Zivilisation, keine Sesshaftigkeit, nur Bären, Mücken, ein Rucksack mit Zelt, Schlafsack, Kleidung und Nahrung – und man selbst. Das Schwierigste war man selbst, die ersten 20 000 Schritte zumindest, bis man seinen Ballast losgeworden ist.

Ich führte die besten Selbstgespräche meines Lebens auf den Pfaden entlang der schöpfungsbelaassenen Strände, in den unendlichen Wäldern, nackt mit dem Rucksack auf dem Kopf durch zehn

Grad kalte Flüsse. Es ist schwer, zu sagen, was passiert ist, vielleicht dass man Schritt für Schritt Antworten fand auf Fragen, die man noch gar nicht hatte. Man läuft sich in jene Sphären, in denen man mit sich im Reinen ist, in denen man nicht mehr mit den Schwächen hadert und den Stärken prahlt. Seither verkläre ich das Nomadentum und bin davon überzeugt, dass es alle Sehnsüchte, sogar die nach Sesshaftigkeit, stillen kann. Ich weiss, das Rad der Zeit, wie man so sagt, lässt sich nicht zurückdrehen, aber ein wenig mehr klassisches Nomadentum, so glaube ich, würde die Welt ein wenig retten. Nicht das moderne, dieses Rumjetten von Ort zu Ort. Sondern das Umherziehen zu Fuss, von einer Lagerstätte zur nächsten. Weil es uns etwas vom heute Schwierigsten zurückbringen könnte: das Einfache.

Alles andere kein Problem

Wenn ich mich etwas an der Welt kränkelnd und in ihr deplatziert fühle, denke ich zurück an diese Nacht am Baikalsee, zwei Tage vor Chakusy, an diese Flussmündung. Am Morgen nieselte es, alles war feucht, auch das Feuerholz. Es dauerte, aber es gelang mir, ein Feuer in Gang zu bringen, und ich dachte, wenn ich das schaffe, ist alles andere kein Problem. Ich sass da mit Regencap, die Flammen schlugen, und der Sud aus Kaffeepulver und Wasser kochte. Ich schüttete etwas in meine Tasse, nahm einen Schluck, und was mich wärmte, war auch der Kaffee. Vor allem aber war es diese Gewissheit: Ich; das ist kein unerreichbarer Kontinent mehr und eine unstillbare Sehnsucht.

Miteinander alt werden

Laura Rölli, 23, traut am Tag bis zu fünf Paare.
Manchmal muss sie fast weinen.

Warum ich mich für eine Lehre auf der öffentlichen Verwaltung entschied? In der Sek schnupperte ich in mehreren Berufen. Schnell wurde mir klar, es wird aufs KV rauslaufen, weil ich den Bürojob spannend und abwechslungsreich fand. Besonders reizte mich der Kundenkontakt. Meine Lehre machte ich auf einer Gemeindeverwaltung, in Eschenbach, ganz in der Nähe von dem Ort, wo ich aufwuchs. Dort wohne ich noch heute mit meinen Eltern. In meiner Freizeit spiele ich in einer Guggenmusik, bei den Latärndlihöcklern Lozärn. Ich kenne die Fasnacht von klein auf und bin seit sieben Jahren aktiv in einer Gugge, wo ich Trompete spiele. Für andere Hobbys bleibt wenig Zeit, etwa für Panflöte und die Tanzgruppe, in der ich bin.

Meine dreijährige Lehre zur Kauffrau war vielfältig. Ich arbeitete auf der Kanzlei, beim Steueramt, beim Bauamt und am Empfang im Altersheim. Die Lehre auf einer öffentlichen Verwaltung war eine der Grundvoraussetzungen, damit ich mich später bei der Stadt Luzern für den Ausbildungsplatz zur Zivilstandsbeamtin bewerben konnte. Nun, nach drei Jahren, habe ich meine letzte Prüfung abgelegt. Ob es mit dem eidgenössischen Fachausweis klappt, weiss ich im Oktober.

Rosarote Ansprachen

Beim Zivilstandsamt denken viele ans Heiraten. Mein Beruf besteht aber aus unterschiedlichen Bereichen: Geburten, Kindsanerkennungen, Scheidungen, Todesfälle – für mich der schönste Teil sind aber wirklich die Ziviltrauungen.

An einem Tag führe ich vier bis maximal fünf Trauungen durch. Eine dauert rund fünfzehn Minuten, pro Paar habe ich eine halbe Stunde Zeit. Neben dem offiziellen Teil und dem Jawort haben auch meine persönlichen Worte Platz. Diesen Teil gestalte ich immer unterschiedlich, meist sogar frei. Ich habe verschiedene Traureden parat, die ich einsetzen kann. Die Ansprache variiert, sie kann auch mal rosarot sein.

Wenn ein Brautpaar vor mir sitzt, überlege ich mir manchmal, wo das Paar in zwanzig Jahren steht. Obwohl die Scheidungsrate in der Schweiz hoch ist, hoffe ich für alle, dass sie die grosse Liebe gefunden haben und miteinander alt werden. Auch die Partnerschaft von gleichgeschlechtlichen Paaren bearbeiten wir, eine Eintragung durfte ich auch schon mitgestalten.

Das ist nicht alltäglich. Der Unterschied ist, dass bei einer Eintragung die Unterschrift und nicht das Jawort zählt.

Wie ein Pingpongspiel

Als Zivilstandsbeamtin muss ich sichergehen, dass die Ehe aus freiem Willen geschlossen wird. Dass jemand nein sagt, habe ich noch nie erlebt. Einmal drückte sich ein Bräutigam, bis er einwilligte. Ich glaube, er wollte aber nur seine Freundin auf die Folter spannen.



Persönliche Worte: Standesbeamtin Rölli.

Es kommt vor, dass ich Flüchtlinge verheirate, die keine Landessprache sprechen. Das finde ich spannend, weil ich neue Kulturen kennenlernen. Ein Dolmetscher übersetzt alles, was ich sage – wie ein Pingpongspiel –, damit das Brautpaar alles versteht. Er darf aber nicht helfen, sondern muss neutral und wahrheitsgemäss übersetzen. Der Bräutigam könnte seiner Frau auch erzählt haben, sie kauften ein Haus, dabei heiraten sie.

Am schönsten finde ich, wenn jemand etwas Persönliches beiträgt. Bei einer Trauung war eine Sängerin dabei, die ein wunderschönes Lied sang. Ich musste mich zusammenreissen, um nicht zu weinen. Ich würde auch gerne irgendwann heiraten, wenn ich meinen «Prinzen» gefunden habe.

Aufgezeichnet von Roman Zeller.



THIEL

Spass beiseite

Sommaruga: Unglaublich, die tun wirklich alles, was man ihnen sagt.

Berset: Sie tragen sogar diese lächerlichen Masken.

Sommaruga: Denkt keiner mehr selber?

Berset: Die ganze Gesellschaft degeneriert.

Sommaruga: Wenn das so weitergeht, sind wir in 3 Milliarden Jahren wieder Einzeller.

Berset: Merken die denn wirklich nichts?

Sommaruga: Nur dumm, dass André am 1. April vergessen hat, zu verkünden, dass alles bloss ein Scherz war.

Simonazzi: Ich habe nichts vergessen. Aber als ihr am 1. April gesagt habt, ich solle verkünden, alles sei bloss ein Scherz, habe ich gedacht, ihr macht einen Scherz.

Sommaruga: So ein dummes Missverständnis.

Simonazzi: Was machen wir denn jetzt bis zum nächsten 1. April?

Sommaruga: Uns bleibt nichts anderes übrig, als zu hoffen, dass sie es bald selber merken.

Berset: Denkst du, die kommen je zur Vernunft? So, wie es aussieht, machen die dieses Spiel noch lange mit.

Sommaruga: Wir kommen nicht drum herum, so lange neue Massnahmen zu erfinden, bis sie es endlich merken.

Berset: Also, was führen wir als Nächstes ein?

Sommaruga: Wie wär's mit einer Corona-Schuluniform aus diesem Maskenstoff?

Berset: Hahaha! Und die Distanzregeln werden in die Katasterpläne aufgenommen. Nur noch jedes zweite Haus darf bewohnt werden.

Sommaruga: Hahaha!

Simonazzi: Und Mehrfamilienhäuser?

Berset: Jede zweite Wohnung muss geräumt werden. Hahaha...

Sommaruga: Das Einwanderungsgesetz ändern wir ebenfalls. Wer eine Maske trägt, darf einwandern.

Berset: Und das nennen wir dann Maskenfreizügigkeit.

Sommaruga: Hahaha!

Simonazzi: Das wird eine harte Zeit bis zum nächsten 1. April.

Andreas Thiel

Im Sand der Mittelmeerküste

Restaurant Café Léoube,
2387 route de Léoube,
83230 Bormes-les-Mimosas

Sommer an der Côte d'Azur ist meist auch verbunden mit Rosé. Im Winter in der Schweiz käme man nie auf die Idee, etwas anderes als Weiss- oder Rotwein zu trinken; in der Sommerwärme gefällt einem ein kühler bis kalter Rosé aber gut.

In allen drei Farbtönen finden sich in Südfrankreich herausragende Provenienzen. Einige gute Degustationsmöglichkeiten finden sich in den Châteaux von Bandol und um Bormes-les-Mimosas. Im dortigen Fort von Brégançon pflegt der Staatspräsident von Frankreich seine Ferien zu verbringen. Unweit davon befinden sich die Châteaux von Malherbe, Brégançon und die verschiedenen An-



baugebiete der Domaines Ott mit einer grossen Auswahl qualitativ guter Weine. Gegen Hyères zu liegt das Château Léoube, wo unter den Bäumen im Sand des Strandes das Freiluftrestaurant «Café Léoube» betrieben wird, ein unvergleichlich idyllischer Ort zum Essen.

Verführerisch und knusprig

In einem lockeren Pinienhain und zwischen in grosse Kübel gesetzten Olivenbäumen lässt sich hier eine elegante südfranzösische Küche

geniessen. Unter weissen Schirmen und Tüchern, die in einer angenehmen Meeresbrise flattern, isst man auf weissen Stühlen Fischgerichte, Salat- oder Gemüseteller und geniesst den Ausblick und das süsse Nichtstun. Wir haben zum Anfangen eine *pissaladière* geteilt, einen Zwiebelkuchen mit Sardellen und schwarzen Oliven. Da sie so verführerisch und knusprig und aromatisch war, wie wir sie selbst nie hinkriegen, haben wir auch eine Pizza aus dem gleichen Ofen bestellt und waren ebenfalls sehr zufrieden. Ein Salat mit speziellen alten Tomatensorten gefiel uns sehr, und ein Quinoasalat mit Ofengemüse rundete eine wunderbare Mahlzeit an einem wunderbaren Ort ab.

Natürlich haben wir eine Flasche Rosé vom Château Léoube dazu genossen (26 Euro). An verschiedenen Tagen gibt es am Abend hier ein Programm: Freiluftkino, Konzerte und Samstagsdisco.

WEIN/PETER RÜEDI

Der Riese tanzt

Bodegas y Viñedos Montecastro
Montecastro Ribera del Duero DO 2016. 15%.
Mövenpick. Fr. 23.80 (bis 20.9., danach
Fr. 29.80). www.moevenpick-wein.com

An Schönheitsidealen haftet der Anspruch der Zeitlosigkeit, aber, wer wüsste es nicht, auch sie sind Moden unterworfen wie die profansten Dinge des täglichen Lebens. Nicht nur wandelte sich zum Beispiel im Common Sense einer Gesellschaft die Ansicht darüber, was wahr, gut und schön sei; «das Wahre, Gute und Schöne» insgesamt ist mit zunehmender Entfernung von der Klassik als idealische Triole künstlerischer Zielsetzung erst verdächtig, dann obsolet geworden.

Wenn wir mal im Wein etwas mehr sehen als einen Gebrauchsartikel des alltäglichen Bedarfs, nämlich das Resultat einer handwerklichen Anstrengung, die uns zu etwas Gewachsenem, also einem Stück Natur, also zur Natur selbst in ein Verhältnis setzt, dürfen wir wohl auch beim Wandel des Weingeschmacks ein Verfallsdatum von «Idealen» annehmen. Oder deren fliegende Wechsel. Puristen kapri-



zieren sich auf reinsortige Weine und verachten grundsätzlich jede Cuvée, enragierte Veganer lehnen jede Klärung durch Eiweiss ab, irregeleitete Gesundheitsfanatiker halten auch bescheidenen Einsatz von Schwefel für des Teufels; generell haben die Liebhaber von Bioweinen (und insbesondere von biodynamischen Anbaumethoden) im gleichen Mass zugenommen, wie sich diese Weine verbessert haben. Und allgemein verbreitet sich eine Vorliebe für schlanke, schnelle, alkoholarme Weine, sozusagen ein anorektisches Weinideal.

«Natürliche» Weine (s. o.), vermeintlich und ungeachtet der Tatsache, dass unter gewissen Bedingungen der natürlichste Wein einer mit fünfzehn oder gar mehr Volumprozenten Alkohol ist. Was ich meine: Auch barocke Formen

können natürlich sein, üppige Weine sind nicht notwendig fett, und solche mit einer ausladenden Fruchtsüsse nicht zwingend marmeladig. Das führt geradezu musterhaft eine Flasche aus der spanischen Spitzenappellation Ribera del Duero vor, der Montecastro vom gleichnamigen jungen Weingut, 2012 übernommen von Carlos del Río, dem Besitzer der renommierten Bodegas Hacienda Monasterio, zusammen mit Spaniens Starwinzer schlechthin, dem Dänen Peter Sisseck, auf vielen Hochzeiten unterwegs (auch in Bordeaux), aber weltberühmt als Vater der Ikone Pingus (auch preislich) Spaniens Antwort auf die bordelesischen Premiers Crus.

Bescheiden dagegen im Preis der Montecastro, ein mächtiger, fast reiner Tempranillo (Tinto fino), mit 15 Prozent Alkohol ein Schwergewicht, aber ein höchst elegantes: üppig ausladende Fruchtsüsse von reifen Kirschen und Pflaumen, klug dosiertes Holz von siebzehn Monaten in Barriques, mit Noten von Kaffee und Zedernholz fabelhaft balanciert. Ein überwältigender Wein, der jedem von des Gedankens Blässe angekränkelten Weininterpreten die Sprache verschlägt.

Neuer Luxus

Mit dem Roma geht Ferrari andere Wege.
Gefragt ist weniger der laute als der stilvolle Auftritt.



Nuovo Dolce Vita ist das Motto, das der Idee des Ferrari Roma zugrunde liegt. So erklären es die Verantwortlichen der legendären italienischen Sportwagenmarke bei einer Präsentation, der ich kürzlich im Piemont beiwohnen durfte: In einem Gebäudekomplex in Pollenzo, wo sich übrigens auch die Universität der Gastronomischen Wissenschaften befindet und wo man sich intensiv mit dem Thema Slow Food auseinandersetzt.

Einen Ferrari in Zusammenhang mit dem Begriff *slow* zu bringen, ist nur beim oberflächlichen Blick auf die Dinge ein Widerspruch. Abgesehen davon, dass der Risotto mit Gemüse, den es nach der Präsentation zum Abendessen gab, gleichzeitig einfach und von berührender, makelloser Perfektion war, liegen sowohl der bewussten Nahrungsmittelproduktion als auch dem Ferrari Roma ähnliche Prinzipien zugrunde. Es geht um Sorgfalt in der Herstellung und anschließend um den genussvollen Umgang mit dem jeweiligen Produkt.

Der Ferrari Roma ist ein eher neuartiges Auto im Programm von Ferrari, ein betont eleganter Wagen mit klaren, reduzierten Linien, einer überraschenden Kühlergrillgestaltung und einem stark digitalisiert wirkenden Cockpit. Das Konzept soll neue Kunden ansprechen, denen Sportwagen bisher zu auffällig waren. Der doppelt aufgeladene V8-Front-Mittelmotor unter der langgestreckten Haube sitzt fast auf der Vorderachse und leistet «620 PS, ohne Turboloch», wie ein Techniker erklärt. Angetrieben wird der Gran Turismo über die Hinterachse, die ausserdem mitlenken kann.

Die Kraft wird über ein 8-Gang-F1-Getriebe mit Doppelkupplung verwaltet, das weniger Hitze entwickelt und so den Verbrauch senken hilft.

Auf den kurvigen Strassen durch die pittoreske piemontesische Landschaft am nächsten Tag löst der Roma eigentlich alle Versprechen ein, welche die Ferrari-Verantwortlichen am Abend davor gemacht hatten. Einzig vielleicht die Behauptung, der Roma sei ein «Formel-1-Wagen im Smoking», ist möglicherweise etwas gar italienisch-opulent formuliert. Zweifellos kann man den Roma sehr sportlich fahren, aber brachiale Dynamik ist eben gerade nicht die Grundidee dieses Autos.

Keine Missverständnisse, der Roma ist ein richtiger Ferrari, in 3,4 Sekunden ist aus dem Stand Tempo 100 erreicht, und wer will, kann damit über 320 km/h schnell fahren. Als Ganzes geht es bei diesem Fahrzeug trotzdem nicht um den Ausdruck aggressiver Sportlichkeit, sondern vielmehr um sportliche Eleganz. Dynamisches Fahren bringt einen deshalb nicht gleich in Lebensgefahr, sondern ist ein pures Vergnügen.

Das lässt sich anschaulich an der Funktion des Heckspoilers erklären, der bei Bedarf mehr Anpressdruck erzeugt, aber nicht manuell betätigt werden kann. Das zeigt ganz gut, warum der Roma kein Ferrari für laute Auftritte ist und vielmehr bewusste Geniesser begeistern soll.

Ferrari Roma
Motor: V8-Biturbo-/Heckantrieb; Leistung: 620 PS/456 kW; Hubraum: 3855 ccm; max. Drehmoment: 760 Nm bei 3000–5750 U/min; Verbrauch (WLTP): 11,2 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 320 km/h; Preis: ab Fr. 230 829.–



OBJEKT DER WOCHE Für alle Fälle

Nokia 3310
Im Fachhandel ab Fr. 62.50 erhältlich

Ein bisschen verrückt ist die Geschichte des Nokia 3310 zweifellos. Noch vor wenigen Jahren hätte sich auch der tapferste Finne kaum vorstellen können, jemals wieder ein neues Gerät dieses Typs in den Händen zu halten. Dabei war es doch eines der meistverwendeten Handys! Nokia, lange Zeit Marktführer, verkaufte die Sparte 2013 nach Amerika an Microsoft, wo die Telefonproduktion 2015 eingestellt wurde. Der Name Nokia überlebte, weil sich die finnische Firma HDM Global die Markenrechte sicherte.

2017 brachte HDM das Kulthandy, technisch leicht aufgemotzt, im Zuge des kurzlebigen sogenannten Digital-Detox-Trends mit Erfolg wieder auf den Markt: Das neue 3310 sprach also jene an, die online in Deckung gingen, zur Not aber doch noch irgendwie funken wollten. Der fast schon mythisch bärenstarke Akku, von dem Smartphone-Besitzer nur träumen können, durfte natürlich nicht fehlen. (Es gibt Leute, die beharren darauf, dass ihr allererstes 3310 aus dem Jahr 2000 noch einwandfrei funktioniert.) Er hält bis zu einen Monat auf Stand-by durch.

Diese Verlässlichkeit verhalf dem *telefonino* während der Corona-Krise zu neuen Höhenflügen, wie vom Hersteller zu erfahren ist. In den letzten Monaten sind die Verkäufe gestiegen. Das 3310 diene in vielen Haushalten, wenn nicht zum Kommunizieren, dann als Wi-Fi-Hotspot, der die ganze Familie speisen kann. Das 3310 bleibt also ein Stück solide Elektronik für alle Fälle, es ist sozusagen die Dosenfrucht unter den Handys.

Benjamin Bögli

Hightech-Biedermeier

Zum Charakter von Revolutionen gehört, dass sie beschleunigen, was sich seit geraumer Zeit abzeichnete. Was wir mit Covid-19 gerade erleben, ist der Durchbruch einer Ära im Stil eines biodiversen Hightech-Biedermeiers: ein Rückzug ins Private bei steigender Sehnsucht nach dem Land. Denn grosse Unternehmen rechnen damit, dass bis zu ein Drittel der Mitarbeitenden dauerhaft im Home-Office verbleiben wird. Seit Mitte 2019 ist die Nachfrage nach Zweitwohnungen um 4 Prozent gestiegen, während Büromieten um gut 3 Prozent geschrumpft sind. Die Idee des Zweitwohnsitzes im Idyll ist übrigens ein Vermächtnis der Pest. Denn im 14. Jahrhundert, nach den ersten Ausbrüchen, verbrachten viele Städterinnen und Städter im Italien der Renaissance die Sommermonate auf dem Land. Und an einem Tag voller Meetings am Computer-Screen raten Gesundheitsfachleute notabene, den Blick ab und an auf etwas mit grüner Farbe und klar umrissenen Formen schweifen zu lassen. Ein Baum ist hier tatsächlich nicht das Schlechteste.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Steigende Sehnsucht nach dem Land.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Meine Frage betrifft die Personenfreizügigkeit. In den Artikeln 14 und 18 des Freizügigkeitsabkommens wird den Vertragsteilnehmern die Möglichkeit zu Neuverhandlungen gegeben. Die EU verweigert aber Neuverhandlungen und wird damit vertragsbrüchig. Im privaten und geschäftlichen Bereich wird Vertragsbruch juristisch bekämpft. Warum nimmt die Schweiz hier nicht den juristischen Weg?
W. S., Felben-Wellhausen

Es scheint, dass Sie die Problematik des Freizügigkeitsabkommens gut studiert haben, und Sie haben völlig recht: Dieses Abkommen sieht vor, dass, wenn eine der Parteien – die Schweiz oder die EU – mit dem Abkommen Probleme hat, die Gegenseite verpflichtet ist zu verhandeln. Und unsere Bundesverfassung sieht seit 2014 vor, dass der Bundesrat mit der EU



die Beendigung der vollen Freizügigkeit innert dreier Jahre auszuhandeln hat. Die EU hat sich geweigert, überhaupt zu verhandeln. Sie ist damit tatsächlich vertragsbrüchig. Aus unerklärlichen Gründen haben Bundesrat und Parlament sich dies gefallen lassen und juristisch die Verhandlung nicht erzwungen. Und darum ist das Ganze schief herausgekommen. Wer den Rechtsbruch duldet, kann sich nachher nicht beschweren,

dass ein solcher passiert ist. Wo kein Kläger, da kein Richter. Darum stimmt das Schweizer Volk am 27. 9. 20 erneut darüber ab und verpflichtet den Bundesrat, nun definitiv zu verhandeln, und wenn sich die EU wieder weigert zu verhandeln, dann ist das Abkommen zu kündigen. Eine solche Kündigungsmöglichkeit sieht das Freizügigkeitsabkommen ausdrücklich vor.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Barbara Kux

Die Zürcher Managerin ist eine Vorkämpferin der Nachhaltigkeit geworden. Und sie sieht in der Corona-Krise Chancen für die Schweizer Wirtschaft.

Führungspositionen bei ABB, Nestlé, McKinsey, Philips und Siemens: Selten ist eine Schweizer Wirtschaftsfrau global so erfolgreich wie Barbara Kux. An einem sonnigen Tag treffen wir sie im Zürcher «Storchen» zum Mittagessen.

Kux ist mit dem Tram angereist. Vor einigen Jahren hat sie ihren Wohnsitz von der Goldküste in ein Minergie-Haus in der Stadt Zürich verschoben. Ein Auto hat sie keines. Barbara Kux lebt den Gedanken der Nachhaltigkeit, den sie während ihrer Laufbahn zum zentralen Anliegen erhoben hat und an dessen Siegeszug durch die Teppichetagen sie aktiv mitwirkt.

Unserer Gesprächspartnerin ist die jahrzehntelange Managementenerfahrung auch beim Lunch anzumerken: Sie argumentiert höchst präzise, erzählt anekdotenreich, bringt ihre Ausführungen aber doch immer auf den Punkt.

Erste Klimakonferenz

Aufgewachsen ist Barbara Kux in Zürich, wo sie das «Freigymi» besuchte. Ihr Vater war NZZ-Korrespondent für China und Russland. Während der Schulzeit absolvierte sie im US-Bundesstaat Oregon ein einjähriges Austauschprogramm des American Field Service. «Davon habe ich unglaublich profitiert», sagt sie, während sie die Tomatenessenz auslöffelt, in der ein paar Tintenfischtentakel schwimmen. Sie habe viele Verbindungen fürs Leben aufgenommen; mit Mitschülern beispielsweise, die später bei Microsoft arbeiteten. An der Wirtschaftshochschule Insead in Fontainebleau studierte sie Unternehmensführung und erlangte einen MBA mit Auszeichnung.

Ihre Karriere begann Barbara Kux bei Nestlé und bei McKinsey. 1989 berief sie ABB als Verantwortliche für den Aufbau der Geschäfte in Osteuropa. Nicht nur die Marktchancen nach dem Zusammenbruch des Kommunismus reizten sie, sondern auch die erste Klimakonferenz der Uno in Rio de Janeiro. «Da wurde mir klar, dass die Wirtschaft das Thema Nachhaltigkeit ernst nehmen muss.» Bei den für ABB akquirierten Kraftwerksunternehmen in Osteuropa legte sie grossen Wert auf die Energieeffizienz.

Nach weiteren Beförderungen, vor allem in Deutschland, übernahm Kux 2003 als Mitglied

der Konzernleitung die Verantwortung für das Supply Management und danach auch die Nachhaltigkeit bei Philips. «Anfangs interessierten sich meine Managementkollegen kaum für Nachhaltigkeit.» Bei Sitzungen zu dem Thema liessen sich viele entschuldigen. «Ich erkannte, dass es nur aufgeht, wenn man aus der Nachhaltigkeit ein Geschäft macht.» Ihr Meisterstück



Ein Auto hat sie nicht: Verwaltungsrätin Kux.

diesbezüglich wurde die Einführung von LED-Leuchtmitteln: «Die neuen Glühbirnen haben das CO₂ um fast ein Drittel reduziert und waren 10 Prozent kostengünstiger. Wir vervierfachten den Umsatz.» Da sei auch den Kollegen ein Licht aufgegangen.

Höhepunkt von Kux' operativer Karriere war ihre fünfjährige Tätigkeit im Siemens-Vorstand. Hier steuerte sie als Chefin über die Lieferkette ein Einkaufsvolumen von über 40 Milliarden Euro. Als Nachhaltigkeitschefin zeichnete sie für den Ausbau der grünen Technologien von 19 auf 32 Milliarden Euro im Jahr 2012 und damit die Reduktion der CO₂-Emissionen bei Kunden um 320 Millionen Tonnen verantwort-

lich – fast ein Drittel des deutschen Gesamtausstosses; wohl eines der umfangreichsten Reduktionsprogramme von fossilen Emissionen der Managementgeschichte. Vier Mal führte Siemens unter ihrer Ägide den Dow Jones Sustainability Index an, zuvor bei Philips waren es drei Mal gewesen. «Das haben wir erreicht, indem wir immer auch gefragt haben: «Wo ist der value, wo ist das Geschäft?»»

«Profit, people, planet»

Der Kohlendioxidausstoss, sagt Barbara Kux, sei zwar nur eine der Zielgrössen für die Nachhaltigkeit, «aber eine sehr wichtige und effektive, weil messbare». Im Kern gehe es darum, dass sich Unternehmen nicht nur um «profit and people» kümmern, sondern auch um ein drittes P: den «planet» – «unsere Erde». In einer langfristigen Betrachtung gebe es da keinen Widerspruch.

Nach ihrem Wirken bei Siemens rückte Kux in den Aufsichtsrat von Henkel auf wie auch ins Aufsichtsgremium der Erdölgesellschaft Total. Auch daheim in der Schweiz blieben Kux' Pionierleistungen nicht verborgen. Sie gehört dem Stiftungsrat der Max-Schmidheiny-Stiftung und den Verwaltungsräten von Firmenich und des Vermögensverwalters Pargesa an, der umfangreiche Anteile an Firmen wie Adidas oder Lafarge-Holcim besitzt. An der Universität St. Gallen rief sie ein Modul für die Ausbildung in Nachhaltigkeit ins Leben. Auch an der Insead lehrt sie mittlerweile Nachhaltigkeit.

Zum Abschluss des Mittagessens trinkt Barbara Kux einen Espresso. Wie wird der Corona-Schock die Wirtschaft verändern? «Tiefgreifend», sagt die Multi-Verwaltungsrätin. «Corona ist der Impuls für eine Beschleunigung des digitalen Wandels.» Zudem werde es auch zu einer Neuordnung der Unternehmensbilanzen und Lieferketten kommen. «Die Bilanzen waren zu sehr auf die Finanzmärkte optimiert und zu wenig auf die Krisenfähigkeit.» Die Schweiz werde insbesondere vom Trend zum Reshoring profitieren, also von der Gegenbewegung zur Auslagerung in immer entferntere Regionen. «Viele Schweizer Firmen sind dafür hervorragend positioniert.» Im Chinesischen habe das Wort «Krise» ja auch die Bedeutung «Chance». Florian Schwab

Mein schönes, wildes Georgien

Brutalistische Architektur, orientalischer Zeitbegriff, trüber Wein in Fanta-Flaschen:
Wie ich mich in Georgien verliebte und in Tiflis eine Grossbürgerwohnung ohne WC kaufte.

Thomas Haemmerli

Das klapprige Taxi raste mit 180 Sachen vom Flughafen in Richtung Tiflis. Gurten gab es keine, aber Chauffeure, die mit uns um die Wette fuhren. Daheim, dachte ich, hätte man die Wagen als Tatwerkzeuge eingezogen. Und: Sei kein Feigling!

Das war im Herbst 2008. Noch im Sommer waren Putins Panzer zwei Stunden vor der Stadt gestanden. Die Luftwaffe bombardierte ein wenig, um klarzumachen: Wir könnten. Moskau anerkannte die abtrünnigen Provinzen Abchasien und Ossetien als eigenständige Staaten. Das war der vorläufige Schlusspunkt hässlicher interner Händel, die aufgeflammt waren, nachdem sich Georgien aus der Sowjetunion gelöst hatte. Trotz Krieg herrschte Aufbruchstimmung. 2004 hatte der Reformier Micheil Saakaschwili die Macht übernommen, die Wirtschaft liberalisiert und mit drakonischen Strafen die Korruption bei der Polizei und untergeordneten Dienststellen ausgemerzt.

«Trink aus! Wir nehmen noch einen!»

Bald sollte ich das herausragende Merkmal des Kaukasus kennenlernen: die brachiale Gastfreundschaft. Seit dem Morgen war ich auf einer Landpartie. Bis zum geplanten Bankett würde es später Abend werden, steckte mir eine Vertraute. Ich wollte zurück nach Tiflis. Am Dorfausgang würde ich eine Marschrutka, einen Kleinbus, anhalten. Allerdings hatte ich die Rechnung ohne den Georgier gemacht.

Schon beim dritten Bauernhaus stürzte der Hausherr freudig auf mich zu und zog mich in den Weinkeller. Aus einem Bierkrug galt es, seine Weine zu degustieren. Weiss und süss. Weiss und herb. Rot und süss. Dieses Jahr. Letztes Jahr. Sie schmecken nicht schlecht, diese ungefilterten trüben Hausweine, die man überall in Georgien fabriziert. Der Bauer, begeistert, einen Fremdling zu bewirten, leerte Glas um Glas und rief: «Gaumardjus! Gaumardjus!» Das heisst: «Prost!» Und meint: «Trink aus! Wir nehmen noch einen!» Ich drängelte zum Ausgang, zeigte zur Strasse, tippte auf meine Uhr, es half nichts. Wir waren noch nicht einmal bei den Eigenbränden angelangt.

Dass ich partout nicht zum Essen bleiben wollte, war eine grosse Enttäuschung. Erst als ich mit Plastiktüten beladen war, die Früchte, Gemüse und Zwei-Liter-Fanta-Flaschen voll trübem Wein bargen, liess er mich gehen. Ein paar Häuser weiter erspähte mich der nächste Gastfreund, packte mich – keine Widerrede! – am Arm und zog mich in sein Heim. Ich liess jeden Plan sausen, prostete mich durchs Sortiment, wurde gefüttert und beschenkt, bevor ich gegen zehn Uhr ans eben ansetzende Bankett wankte. Spätnachts im Bus schmetterten wir, voll wie die Strandhaubitzen, das einzige Lied, das alle kannten: «My Bonnie Is Over the Ocean».

Mit Wein hat der Georgier Erfahrung. Seit 8000 Jahren keltert man dort. Grosse Marken aus Italien und Frankreich haben Weingüter zusammengekauft. Der gepflegte Tourist trinkt sich in Kachetien von Boutique-Hotel zu Boutique-Hotel. Heerscharen von Georgiern machen auf Kleinstgrundstücken ihren eigenen Wein. Der Eigenanbau sichert das Überleben von vielen auf dem Land sowie der Ver-

Mit Wein hat der Georgier Erfahrung. Seit 8000 Jahren keltert man dort.

wandtschaft in der Stadt. Pflanzen, Gemüse und Früchte, alles bio, weil niemand Geld für Dünger oder Pestizide hat. Und nie habe ich bessere Tomaten gegessen.

Angetan hatten es mir beim ersten Besuch die Mosaik aus der Sowjetzeit, die an Pop-Grafik gemahnen. Selten zeigen sie Heroen der Arbeit, meist feiern sie Schäferidyllen, Weinbau oder – das ging immer – Raumfahrt. Wobei die schwebenden Kosmonauten verdächtig an Engel, die runden Helme an Heiligenscheine erinnerten. Im neuen Georgien verschwanden die Mosaik rasend schnell, weil man sich der sowjetischen Geschichte entledigen wollte, die mit russischer Dominanz gleichgesetzt wird.

Während meine georgischen Freunde, die die Sowjetzeit miterlebt hatten, in den Mosaiken nur flache Systemkunst erkannten, waren

sich die westlichen Kunstreisenden einig: Man müsste sie bewahren, wenigstens dokumentieren. Mit der weissrussischen Kunstkritikerin Alena Boika nahm ich mich der Sache an.

Wir mieteten für eine Woche einen älteren Taxifahrer mit Lada. Zu spät sah ich die notdürftig eingebundene Hand. Gebrochen. Nicht gegipst. Zum Schalten liess der Mann das Steuer los. Spital? Zurückfahren? Ausser Frage. Sei kein Feigling. Unser Chauffeur war ein harter Hund. Bis zur Pensionierung Kommissar im Morddezernat. Viele schauerliche Fälle erlebt. Familien-, Freundschaftstragödien, wenn ein Wort das andere gibt und ramponierte Ehre dem beleidigten Zecher die Klinge führt.

Die Mosaikkünstler waren Systemgewinnler. Wer in der Sowjetunion zur Partei hielt, wer Proleten, Bauern oder Kosmonauten besang, hatte ein gutes Auskommen. Entsprechend bitter die Klagen über das Ende der Sowjetunion, was sich im Bonmot verdichtet: «Der grösste Fehler Stalins? Dass er Chruschtschow nicht füsillieren liess.» Das ist nicht nur Stolz auf Stalin, den geschichtsmächtigsten Georgier. Nein, wer dem Kommunismus nachtrauert, träumt von der härtesten Version, mit Zucht und Ordnung und Lagern und Terror.

Kamikaze-Loggien

Obwohl sich Georgien zum Abendland zählt, lappt der Zeitbegriff ins Orientalische. Hopp, hopp, schnell, schnell, das passt hier nicht. Warum sollte es auch? Der Georgier hat ja alle Zeit der Welt, die er am liebsten mit Gästen verbummelt. Dann fuhrwerkts das Weibsvolk in der Küche, als gälte es, den Welthunger zu besiegen. Und kocht Chinkali, eine Art Riesensud, der in alle Richtungen spritzt, sobald ein Anfänger hineinschneidet. Der Tamada, der Zeremonienmeister, lobt Gott, das Vaterland, den Gast, die Frauen und die Unternehmungen, bekräftigt von einem herzhaften «Gaumardjus!», worauf tunlichst die Wein- und Schnapsgläser zu leeren sind. Man trinkt und prostet ohne Unterlass, und unsereiner tropft dazu Chinkali-Sud auf die Hose.



Brachiale Gastfreundschaft: Verkehrsministerium in Tiflis.

Touristisch verkauft sich Georgien als Land alter Kirchen und Klöster, als Heimat des Weins und lieblicher Landschaften. Was ein älteres Kulturpublikum meines Schlages ebenso fasziniert, sind die Spuren der Sowjetunion, des verschlossenen Feindes im Kalten Krieg. Das gilt auch für die Bauwerke. Georgien verfügt über grossartige Zeugnisse brutalistischer Architektur, in Tiflis etwa das ehemalige Verkehrsministerium oder das Postzentrum.

Dazu kommt, dass man in Georgien von verdreckten Regelwerken wie unseren Bau- und Zonenordnungen nichts weiss. Das erlaubt dramatische Bauten. An Häuserfassaden kleben zugemauerte Balkone oder angefügte Zimmer, die eine böse Zunge Kamikaze-Loggien taufte, weil manchmal etwas runterstürzt. Im grossen Ganzen aber ist es ein Paradebeispiel dafür, wie freie Initiative und Pragmatismus mehr Wohnraum schaffen.

Inzwischen war ich so oft in Georgien, dass ich mich in eine Grossbürgerwohnung vergrückte. Vier Meter hohe Decken. Balkon. Gleich beim Liberty Square, dem ehemaligen Lenin-Prospekt. Allerdings brauchte es fürs eigene Bad die Unterschrift der Nachbarn, von denen eine partout nicht wollte. Auch nicht für Geld. Mein Überraschungscoup war eine gigantische Schachtel Schweizer Schokolade sowie eine Rede, die sich den georgischen Trinkwünschen entlang hangelte: Gott hat mich in dieses ge-

benedeite Land geführt! Viele Schweizer wissen nicht, dass es ein so schönes Land gibt! Sie will ich herführen! Auf dass sie's mit eigenen Augen sehen! Dafür braucht der Schweizer, dafür kann er nichts, aber ein eigenes WC. Die Dame unterschrieb.

Innovative Rauschgifte

Eines Karfreitags, seit dem Krieg waren sicher acht Jahre vergangen, fand ich die Strassen wie verwandelt. Diese blumigen Kleider, diese Zopffrisuren – kein Zweifel, die Russinnen waren da, der russische Tourismus zurück. Inzwischen gibt es in Tiflis eine Diaspora junger, gutgebildeter Russen, die nicht unter Putins Knute, aber nahe der Heimat leben wollen.

Dann fiel die Visapflicht für Iraner, und nun sah man überall Kopftücher und Verschleierte. Bis zur Krise flog der iranische Mittelstand für Ferien nach Georgien, und gern vergnügt sich Teherans Jeunesse dorée in den Klubs, die in Sachen aufregende Musik und innovative Rauschgifte ganz vorne mit dabei sind. Die Chinesen setzten sich mit ihrer Seidenstrasse fest, die sich in zollfreien Umschlagplätzen manifestiert sowie einem ganzen Stadtteil, den sie vor Tiflis aus dem Boden gestampft haben.

Es ist Georgiens Lage, die das Land so kosmopolitisch macht. Doch die meisten Georgier drängt's nach Westen in die EU, deren Flagge von allen öffentlichen Gebäuden weht. Die

EU verheisst Reisefreiheit, Geld und Rechtssicherheit. Das Gegenprogramm ist Russland und wird vor allem von der orthodoxen Kirche vertreten, die – wie schon im Kommunismus – ein Instrument Moskaus ist. Und sich sperrt gegen eine liberale, posttraditionalistische Gesellschaft nach dem Vorbild «Gayropas», wie man den Westen verächtlich nennt.

Der Kreml will Georgien unter seiner Herrschaft, weil es der einzige Korridor für aserbaidzhanisches Erdöl ist, den es nicht kontrolliert. Die Aussicht, Georgien könnte Teil der Nato werden, war eine Provokation, die Russland mit der Destabilisierung der Grenzen beantwortete. Putin ist bestrebt, keine Nachbarrepubliken zu dulden, die den Russen demonstrieren, dass man mit Freiheit und funktionierender Demokratie angenehmer lebt als im Obrigkeitsstaat.

Wobei die Georgier, die immer wieder erobert wurden und unter mancher Fremdherrschaft standen, sich mit jeder Situation zu arrangieren wissen. Egal, was passiert, nichts ficht sie an. Wie seit 8000 Jahren keltern und prosten und zechen sie, und wer sie besucht, darf kein Feigling sein, sondern hebt das Glas und prostet und zecht und singt mit.

Thomas Haemmerli ist Autor, Dokfilmer und dilettierender Künstler.

Der Corona-Polizist

Es schlägt die Stunde der Batmanen mit Atemschutzmasken.



Eigentlich sind es gute News: Die Corona-Mortalitätsrate ist in den meisten europäischen Ländern sehr tief. Die Intensivbetten sind kaum belegt. Die grosse Mehrheit der Menschen hält sich an die Massnahmen und geht überraschend gut mit der Pandemie um. Für einige ist das aber kein Grund zur Entspannung oder Freude – denn auf die paar Uneinsichtigen kommt es offenbar an. Immer mehr Leute mutieren darum zu Corona-Polizisten, sehen sich verpflichtet, die Ungehorsamen zu erziehen und zu schikanieren.

Der Corona-Polizist will den Unmut, der in Teilen der Gesellschaft aufgrund der Massnahmen herrscht, noch ein bisschen mehr befeuern. Darum beschimpft er Leute, die skeptisch sind und die Regeln hinterfragen, selbstgefällig als «Covidioten» – auch solche, die aufgrund der strengen Massnahmen viel Geld oder gar ihren Job verloren haben. Er hat kein Verständnis für Menschen mit anderen Überzeugungen. Er unterscheidet dabei nicht zwischen jenen, die einfach die Massnahmenpolitik kritisieren, und solchen, die die Virusgefahr als Ganzes abstreiten und Unwahrheiten verbreiten, verächtlich wirft er sie in einen Topf: Covidioten, Verschwörungstheoretiker, Reichsbürger und Nazis. Alles das gleiche Pack. Wenn er sie pauschal beleidigt, werden sie nämlich erst richtig frustriert.

Der Corona-Polizist, der die epidemische Bedrohungslage mehr als ernst nimmt, spürt Menschen auf, die sich nicht immer zu 100 Prozent Corona-korrekt verhalten, und stellt sie an den öffentlichen Pranger. Er filmt und fotografiert sie und informiert dann in den sozialen Medien über die Ungehorsamen. Und auch wenn ihm bewusst ist, dass sich die ganz grosse Mehrheit an die Corona-Regeln hält; papperlapapp! Auf die paar Abweichler kommt es ihm an. Mit ihnen steht oder fällt eine Gesellschaft. Sie haben die

Macht, die Demokratie zu stürmen..., Pardon: zu stürzen.

Unter Wissenschaftlern herrscht zwar kein Konsens über die Effektivität der Atemschutzmaske, und gewisse Experten sagen, sie bringe nicht viel, aber der Corona-Polizist behauptet das Gegenteil. Denn nur sein Standpunkt zählt, also jener der Regierung. Das redet er sich immer wieder ein und vertraut keiner Expertise, die von der Regierungslinie abweicht.

Der Corona-Polizist mischt sich immer ein, wenn er im Supermarkt oder Zug eine unmaskierte Person entdeckt. Er meldet den Täter bei Personal oder Polizei. Wenn es Momente gibt, in denen er sich wegen seiner Stasi-Aktivitäten wie ein Stasi-Spitzel fühlt, erinnert er sich daran, dass er nicht allein ist. Immer mehr Corona-Polizisten greifen in die Belange von fremden Menschen ein, öffentliche Ächtungen von Ungehorsamen sind heute keine Einzelfälle mehr, wie auf Twitter und Facebook bestens dokumentiert ist.

Als Maskenträger tritt er viel aggressiver auf als die Unmaskierten. Laut und ausfällig weist er die Person auf ihre Verfehlung hin: «Maaaske auf, du Lump!!» – auch wenn es sich nur um ein paar Sekunden handelt, während deren sie keine Maske trägt, wenn sie etwa auf den Zug rennt. Das hat den Vorteil, dass ihm sofort eine Gruppe Corona-Polizisten zur Seite steht, weil seine Seite ja die richtige ist. So können sie gemeinsam diese eine fehlbare Person mobben.

Weil es aber nicht reicht, sie vorzuführen, hat er immer eine Packung Kabelbinder dabei, für den Fall, dass die zuständigen Ordnungshüter gerade irgendwo pennen. Es gibt Fälle, in denen Corona-Polizisten handgreiflich werden mussten, wie etwa in Wien, und Unfolgsame attackiert haben, weil sie keine Masken trugen. Dass wegen des Körperkontakts das Social Distancing nicht

eingehalten werden kann, spielt keine Rolle. Umerziehung kommt vor Ansteckung.

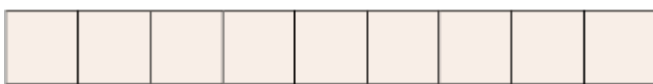
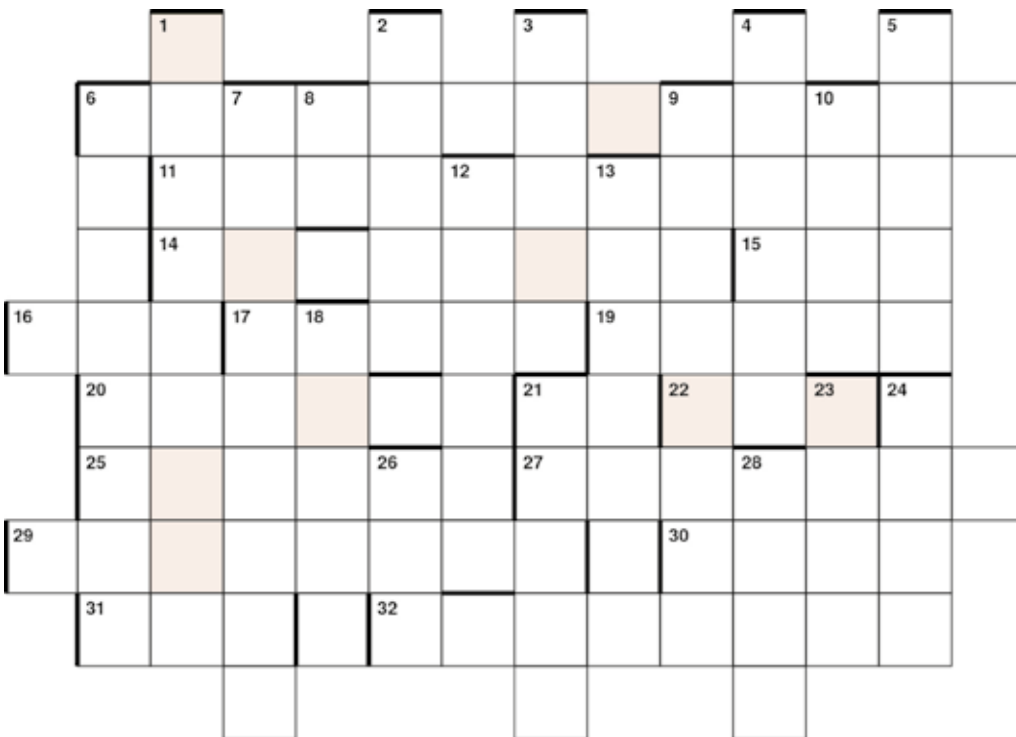
Sollten die Maskenlosen auf ihre ärztlichen Maskenverbot-Atteste verweisen, weil sie vielleicht an schwerem Asthma leiden, lässt er sich die Bescheinigung zeigen, vor den Augen seines neuen Teams, das ihm jetzt hoffentlich begeistert applaudiert. Er zweifelt das Attest an, zerreisst es, wenn nötig. Apropos Medizin: Der Corona-Polizist ist natürlich ein Hypochonder und prüft den ganzen Tag seine eigenen Symptome, misst mehrfach Temperatur und lässt sich dreimal pro Woche testen. Zur absoluten Sicherheit trägt er stets zwei Masken übereinander.

Wenngleich er das Virus zum Zeitpunkt des Ausbruchs für sehr gefährlich gehalten hat, seine Meinung aber aufgrund der neuen Datenlage revidieren könnte: Das tut er natürlich nicht. Einen Standpunkt ändern ist völlig unmöglich. Stattdessen betont er stets die Zahl der Neuinfektionen anstelle der Zahl der tatsächlich schwererkrankten Menschen oder Toten. Die Infektionszahlen sind zwar viel weniger wichtig, aber sie ermöglichen es ihm, mit dem Schlimmsten zu argumentieren. So verbreitet er in der Bevölkerung am ehesten Unsicherheit und Angst.

Es ist ja auch nicht die Aufgabe des Corona-Polizisten, Hoffnung zu machen aufgrund des glimpflichen Verlaufs und der vielen kerngesunden Menschen, die so normal wie möglich leben. Weil ohne das Schreckgespenst, das er täglich malt, kann die Massnahmenpolitik nicht durchgesetzt und sein Job als Corona-Polizist nicht gerechtfertigt werden.

Bei alledem vergisst er nie: Es gibt sie, die komplett virusfreie Welt. Ohne Grippe, ohne Covid-19, ohne Erkältung. Er muss mit den Menschen nur streng genug sein.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — In die Tasche passt alles gerade so rein.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Da wir Salat-und-Rüben-Kraut den haben. **11** Diese Schwester der Schaustellerzunft erteilt Aus- über die Zukunft. **14** Reiter sowie Renner im Schnellgang. **15** Strahlengemenge mit Wellenlängen von 315 - 380 Nanometern, steckt nebst veritati in vino. **16** Von vorgestern, man sieht's! **17** Grossäugige Nacktnasaffen oder pollenpickende Nektarnascher. **19** Charakteristisch für die Teilchen ist ein Neutralitätsverlust, veranlasst durch Teilchenmangel oder -überfluss. **20** Die heisse Spur: kalte Spuren. **21** Ein virtueller im reellen Rechner. **22** Versorgt hierzulande die, die die Leute mit Nachrichten versorgen, mit Nachrichten. **25** Audiovisuelles Analeptikum fürs aufmerksame Publikum. **27** Wo sechs Soldaten auf einem japanischen Berg die amerikanische Flagge hissten und sich dabei fotografieren liessen. **29** Sich etwas auf Abnehmerart zulegen. **30** Die Frau im Mond. **31** Gebraut aus Laub und Kraut. **32** Die Sache, zu der man kommt, wenn man beim Reden zur Sache kommt.

Senkrecht — **1** Perkussionsidiophon und akustischer Lowtech-Rinder-Tracker. **2** Klar elementar für das Salz in der Suppe. **3** Was die Maus den Vogel fragt und dieser dazu sagt. **4** Etwas holprig, wie jedes regelmässige n-Eck für beschränkte n. **5** Bruno Mansers Indonesien indigene Gastfamilie. **6** Der, der verlor oder der, der gewann, was mit Handschuhschlag ins Gesicht begann. **7** Umfasst mindestens, was sich nicht wegdenken lässt und kommt so mancher Lehre immer wieder in die Quere. **8** Bei 2 Senkrecht gibt's das Halogen in voller Pracht zu sehen. **9** Unter anderem solche verleihen der Luft ihren Duft. **10** Die «foule» Schwalbe auf dem football pitch. **12** Ein Multitalent: Jägerin, Weberin, Anästhesistin und Hochseilartistin. **13** Die Langezeit, die einen schon nach kurzer Zeit nach Hause treibt. **18** Getrockneter Blumensaft mit betörend betäubender Wirkungskraft. **21** Der produktive Leonardo war da da. **23** Oft der einzige der Kleinen mit einem Strampler, der nicht nur nouveau, sondern neuf ist. **24** «Xtremely» holy holiday. **26** Ab und zu wäre dafür zu selten, zumeist hingegen nicht selten genug. **28** Ansitzjägerhochsitz oder Würfelspiel mit dem Ziel: erst eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs und dann das Ganze rückwärts.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 682



Waagrecht — **5** REDEFREIHEIT **10** GOURMETS **12** OODOOV: umgekehrt «Voodoo» **15** WOERTERBUCH **17** TEST **18** NARKOSEN **19** INSELI **20** VIZE **23** AER: lat. Luft **24** ANDERSWO **26** ULNA: lat.-anat. Elle **28** ELFTAUSEND **33** VERNUENF[TIGER]

Senkrecht — **1** HEUWENDER **2** DEMETER **3** ART **4** BEDUSELN **5** ROUTINIER **6** DROSSELN **7** FERN **8** (New) IORK **9** HOB **11** SERVO: von lat. servus = Sklave **13** A drop in the OCEAN: engl. sinngemäss ein Tropfen auf den heissen Stein **14** OHNE **16** TAIWAN **21** [IUS]T **22** ZU **25** STEG **27** AAR **29** (Dr.) FU (Manchu): ital. verstorben **30** UFO **31** EI **32** DES

Lösungswort — **FISCHLEITER**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com